Martin,

das Findelkind,

oder

Memoiren eines Kammerdieners.

Roman

von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erster Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

228. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An Herrn Alfred von Orsay.

Empfangen Sie dieses Buch, mein lieber Alfred, als einen Beweis meiner sehr alten Freundschaft und meiner lebhaften Sympathie für Sie, den Maler und Freund von Byron, der eine von seinen unsterblichen Seiten der Würdigung des Adels Ihres Herzens und der Erhabenheit Ihres Geistes geweihet hat, für Sie, dessen mächtiger und strenger Meißel die große Gestalt Napoleons in Marmor ausführte, für Sie, dessen seltene Großmuth unser Nationalmuseum mit einem der wunderbarsten Erzeugnisse der indischen Kunst bereicherte, für Sie endlich, den Gründer jenes mildthätigen Asyles, worin jeder arme und von seinem Vaterlande entfernte Franzose, wenigstens Brod und ein Obdach findet.

Leben Sie wohl, mein lieber Alfred. Glauben Sie immer an die Aufrichtigkeit meiner Liebe.

Eugen Sue.

Aux Bordes, den 20. Juni 1846.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Die doppelte Jagd.

Jener Theil von Sologne, wo von Norden nach Süden die Departemens Loiret und Loir-Cher angrenzen, und wovon ein Theil das sogenannte Sauldrebecken bildet, zeigt eine eigenthümliche Physiognomie: es sind durchgehends ungeheure Tannenwälder, hier und da von großen Heideflächen oder Torflagern durchschnitten, welche fast immer von austretenden Flüssen und Bächen überschwemmt werden. Es sind auch weiträumige, von Irisbüscheln und Blumenbinsen umrahmte Weiher, stehende Gewässer, über welche oft Wettervögel, Kriechenten oder Königsfischer in kreisförmigem Fluge hinstreifen; hier und da bringen einige Prairienthäler, mit Eichengruppen übersäet, eine Abwechslung in den eintönigen Anblick dieser Landschaft mit ihren geraden und ruhigen Linien.

Nichts vermöchte die melancholische Ruhe dieser öden Gegend mit den weiten, durch die immergrünen Massen von Tannenwäldern gebildeten Gesichtskreisen zu schildern, dieser tiefen Einsamkeit, wo bisweilen der sonore Schlag der Axt des Holzhauers widerhallet, und von

wo, wenn der Wind wehet, ein dumpfes, gedehntes, mächtiges Getöse sich erhebt, wie das ferne Brausen des Meeres, ein Getöse, durch die Bewegung und das Anstreifen des Astwerkes der grünen Bäume veranlaßt; ein nicht minder majestätisches Schauspiel ist der Anblick der Sonne, wenn sie hinter jenen unermeßlichen Ebenen langsam untergeht, die vereiniget sind, wie ein See, und bedeckt vom Heideröschen und goldgelbem Stechginster, welche der Abendwind sanft wellenförmig wieget, wie eine grüne, blumige Fläche.

Die Raubvögel, welche die großen einsamen Wälder zu ihrem Neste wählen, die Lerchengeier, die Adler von Sologne, die Mäusegeier und Falken, sind in diesen Oeden eben so zahlreich, als die Wasservögel.

Was dieser Gegend, vorzüglich im Winter, eine besondere Ansicht verleiht, ist das ewige und düstere Grün ihrer mit Birken- und Eichenschlägen vermischten Tannenwälder, worin immer der Fuchs, das Reh, der Wolf ihr Nachtlager halten, und wohin oft die Hirsche und Eber der angrenzenden Wälder sich wagen.

Daher ist diese Gegend das verheißene Land des Jägers, folglich des Wildschützen, denn Hasen, Rothühner und Fasane giebt es dort im Ueberflusse, und das Kaninchen vermehrt sich dortselbst dergestalt, daß Alle, vom reichen Eigenthümer, dessen junges Holz es benaget, bis zum armen Bauer, dessen magere Felder es abweidet, als eine zerstörende Landplage betrachten.

Gegen Ende des Monates October **1845**, an einem schönen Herbsttage, näherten sich einander zwei Gruppen

verschiedenen Anblickes, von entgegengesetzten Seiten kommend, auf einer großen, gegen Norden durch eine Waldwand begrenzten Heide, die sich unabsehbar hindehnte.

Die eine von diesen Gruppen bestand aus einem berittenen Piqueur und aus zwei Rüdenknechten zu Fuß, eine schöne, gekoppelte Meute von etwa dreißig englischen Hunden von der reinen Race der Fox-Hounds führend; die weiße und orangegelbe Farbe ihrer Haut war durchgehends schwarzgemäntelt. Der Piqueur ritt im Schritte vor der Meute her, welche in vollkommener Ordnung ihm folgte, in Folge der regulirenden Peitsche der beiden, die Rückhut bildenden Knechte zu Fuß.

Der Piqueur, etwa sechszig Jahre alt, hatte eine von der Sonne verbrannte Gesichtsfarbe, schwarze und lebhafte Augen, weiße Haare; er trug eine Jagdkappe von gummirtem Leder, einen kastanienbraunen Ueberrock mit hellblauem Kragen, am Kragen und an den Taschen silberbordirt, Kürassierstiefel, und ein Beinkleid von dunkelfarbenen Sammet. Die Rüdenknechte waren mit Jagdwesten zur nämlichen Livrée angethan; ihre großen Camaschen von fahlem Leder ersetzten die Stiefel, und kreuzweise hingen ihre hellglänzenden messingenen Jagdhörner.

Die Gruppe, welche dieser entgegenkam, bestand aus vier Gendarmen zu Pferd, von einem Maréchal-des-logis commandirt, mit halb blauen, halb silbernen Nestelschnüren.

Die Physiognomie dieses Unteroffiziers, eines Mannes von mehr als reifem Alter, zeigte ein ziemlich groteskes Gemisch von Albernheit und Uebermuth. Den Dreispitz

viereckig auf seine spitzige Stirne gestülpt, die Augenbraue hoch, die Stumpfnase empor gestreckt, mit halbmondförmigem Backenbarte, die Brust gewölbt unter seiner blauen, von gelbem Lederwerke gekreuzten Uniform, die Lenden in die Koppel seines großen Säbels gepreßt, die Beine straff in den starken Stiefeln, die rechte Hand auf seinen Schenkel gestützt, ritt Herr Beaucadet Maréchal-des-logis-Chef der Departementalgendarmerie, im Schritte heran, bisweilen einen gebieterischen Blick auf seine Bedeckung werfend.

Diese Physiognomie war, so zu sagen, die offizielle Physiognomie des Herrn Beaucadet; aber er war, obgleich ein Gendarm, darum nicht minder ein Mann... und ein liebenswürdiger Mann, wie er selbst zu behaupten beliebte, denn ungeachtet der Reife seines Alters, verzichtete er nicht auf das Gefallen, und das Gerücht seiner Liebschaften, nicht weniger berühmt, als seine Protocolle, erscholl von Salbris bis Romorantin; da die Civil- und zugleich Militärverrichtungen des Herrn Beaucadet, dieses unempfindsamen Werkzeuges des Gesetzes, ihn zwangen, einen gewissen Anstand zu beobachten, so verlieh ihm seine heimliche Ungebundenheit den Anstrich eines heuchlerischen und unzüchtigen Dorfschulzen. Mit einem Worte, man werfe den Rock des Commissärs (ein altes Lustspiel) über die Uniform eines alten Soldaten, und man wird das vollständige Porträt des Herrn Beaucadet bekommen, das werthvolle Vorbild schulmeisterischer und selbstzufriedener Dummheit.

Die von zwei entgegengesetzten Wegen kommenden Jäger und Gendarmen, mußten sich unvermeidlich auf

einem Kreuzwege begegnen, welcher der Ebene zu offen, und wälderwärts von einem sehr dichten Gehölze gesäumt war.

„Ah! Siehe da, der Herr Beaucadet," sagte mit einer Art von Besorgniß der alte Piqueur zu seinen Rüdenknechten, indem er sein Pferd bei einem inmitten des Kreuzweges stehenden Kreuze anhielt; „wir müssen diesem würdigen Gendarm artig guten Morgen wünschen, denn, seht Ihr, meine Jungen, den Gendarm grüßt man immer, da er am Sonntage in den Wirthshäusern die Polizei handhabt, und, weil er nicht trinken darf, deßhalb gegen den Durst der Andern ergrimmt."

Herr Beaucadet holte bald die Jäger ein, hielt sein Pferd neben dem alten Piqueur an, und sagte, zu diesem sich wendend, mit einer hochtrabenden Stimme und mit einem wichtigen, und zugleich plump scherzenden Tone:

„Wohlan, Vater Latrace, Sie sind also bereit, die wilden Thiere diese Wälder durch Berge und Thäler zu verfolgen?"

„Sie sind zu artig, Herr Beaucadet," antwortete der Jäger, mit der Hand an den Schirm seiner Kappe greifend, „das Thier, welches wir angreifen wollen, ist nicht so wild, als es listig ist . . . lediglich eine Canaille von einem Fuchse, und ich hoffe wohl, daß wir ihn nach der Ankunft des Herrn Grafen, dessen Sohnes und seiner Gesellschaft, auf die Beine bringen werden."

„Ah! Ihr Jagdrendez-vous ist hier?"

„Ja, Herr Beaucadet, und für Sie, der Sie, wie man sagt, das schöne Geschlecht lieben, giebt es in der

Gesellschaft, welche mit dem Herrn Grafen kommt, feines und artiges Wildpret."

„Ich bin ein Mann, und als solcher wird Keiner für unkundig gehalten des Gesetzes ... der Liebe," versetzte der Beaucadet, indem er sich sehr stolz mit dieser Leseart eines gerichtlichen Lehrspruches brüstete, den er oft zu wiederholen beliebte: „Doch wer ist das galante Wildpret, von dem Sie sprechen, Vater Latrace?"

„Landgutnachbarinnen des Herrn Grafen, Madame Wilson und ihre Tochter."

„Ah! ja, die Amerikanerinnen, die Schwester und die Nichte jenes dicken, faßförmig gewachsenen Mannes, die neuen Ankömmlinge in der Gegend ... Man sagt, es sey etwas Auserlesenes; man wird's sehen," äußerte Herr Beaucadet, indem er den Dreispitz auf seinem Kopfe wieder befestigte, und ihm eine Neigung von 45 Grad Windbeutelei gab, ... „ich werde mein Rundblatt *) von den Amerikanerinnen visiren lassen müssen, um sie von der Seite ein wenig zu kosten."

„Und Sie werden so ... jene arme kleine Bruyère verlassen ..." bemerkte der Piqueur mit einer duckmäuserisch durchtriebenen Miene.

„Wen? Brugèe?" fragte Beaucadet verächtlich ... „Bruyère? die Truthühnerhirtin des Meierhofes des Grand-Genévrier, jenes kleine Mädchen, so groß wie mein Stiefel, das aussieht wie eine Verrückte mit seinen großen verstörten Augen und seinen Kronen von

*) Das Dienstbuch, worin die Gendarmen die vorgeschriebene Runde an bestimmten Orten bestätigen lassen müssen.
D. Ueb.

Laubwerk auf dem Kopfe, und welches jene Sologner-dummköpfe für eine kleine Zauberin oder etwas Aehnliches halten? Ah, Vater Latrace, halten Sie mich denn für fähig, zur Herde dieser Truthühnerhirtin zu gehören, um mir solche Mährchen aufzutischen?"

„Gehen Sie doch, Herr Beaucadet," versetzte der alte Jäger mit ironischer Ruhe, „gehen Sie doch, Sie, der Sie Kenner und Liebhaber sind! Ich hörte Sie zwanzigmal äußern, daß es auf zehn Meilen in der Runde kein hübscheres Mädchen gebe, als Bruyère, ungeachtet ihrer kleinen Gestalt."

„Ich mißbrauchte Ihre alte Jugend, Vater Latrace."

„Ei, man sagt in der Gegend, daß man Sie mit Ihren großen Stiefeln, Ihr Pferd am Zügel führend, in der Steppe herumlaufen sah, um der kleinen Bruyère ihre Truthühner zusammentreiben zu helfen."

„Ich?"

„Ja, Herr Beaucadet, und man fügt bei, daß eines Tages, als Sie mit der kleinen Bruyère, wider ihren Willen, schäckern wollten, ihre zwei großen Truthähne, die man von ihr bezaubert wähnt, und welche so böse sind, daß sie das Mädchen so gut wie ein Hund vertheidigen würden, Ihnen in das Gesicht flatterten, sogar, daß sie Ihnen die Nase ganz zerpickten, obgleich Sie die Schnäbelstöße mit Säbelscheidehieben abzuwehren suchten, während die kleine Bruyère aus vollem Halse lachend flüchtete.

Herr Beaucadet zuckte die Augenbraue, hob stolz seine Stumpfnase empor, und erwiederte mit seiner Protocollstimme, indem er ironisch zu lächeln versuchte:

„Das wird immer spaßhafter! Ich, der Repräsentant der Kraft des Gesetzes in Fleisch und Knochen, ich sollte mich mit Truthähnen eingelassen haben, von denen ich überwunden und zerpickt worden wäre, weil ich mit Ihrer Hexe von Truthühnerhirtin dummes Zeug treiben wollte! Genug der Albernheit, die Sie der Auctorität vorschwätzten, alter Spaßvogel; sprechen wir von etwas Anderem. Der Herr Graf ist also zurückgekommen? Bleibt er lange in der Gegend?"

„Meiner Treue, ich weiß es nicht; der Herr Graf plaudert nicht gerne; wenn er gesagt hat: Thut dieß! so setzt er nicht mehr viel hinzu; er ist ein gar starrer und harter Mann."

„Er! Der Herr Graf! Ich glaub's wohl," rief Herr Beaucadet mit einem Bewunderungsgefühle aus. „Er ist ein Muster von einem Gutsbesitzer, eben so empfindbar für die Wenn und für die Aber, für die Ach! und für die mein Gott! als es eine Kanonenkugel wäre; mit der Berufung auf das Gesetz, sein Recht und sein Eigenthum, immer gar schnell bei der Hand; er ist ein Kurzwegzugreifer, der zwanzigmal so leutselig war, mich zu beauftragen, einige von jenen Sologner galgenstricken in das Loch zu stecken, weil sie Abfallholz in seinen Wäldern gesammelt hatten . . . Ein würdiger Mann, nicht wegen des Abfallholzes, sondern aus Achtung vor der Sache . . . Ja, ich achte Dich, strenger Gutsbesitzer, der Du bist!" fügte Herr Beaucadet stoßseufzerartig bei. „Und wenn er will, welches Gesicht! Es giebt Staatsanwalte und Polizeicommissäre, welche das Vortheilhafte eines solchen Aeußern aus ihrer Tasche bezahlen würden,

wenn auch nur um die Missethäter zu durchbeben. Gestehen Sie daher, Vater Latrace, daß an der Seite des Grafen sein Sohn, der Vicomte, wie ein Weibling aussieht."

„Es ist richtig, daß der Herr Graf nicht das ist, was man zärtlich nennt; aber er ist gerecht; er läßt nichts hingehen, zankt aber auch nie mit Unrecht. Auch sagt man, daß er ehedem ein sehr guter Mann war, und daß es Niemand auf der Welt gab, der sich artiger gegen Jedermann benahm."

„Der Herr Graf ... ein guter Mann ... Sie sündigen auf meine Offenherzigkeit, Vater Latrace."

„Ein so guter Mann, daß er darob schwach wurde."

„Der Herr Graf ... schwach ... Sie mißbrauchen meine Zurückhaltung, Vater Latrace."

„Aber plötzlich ist der Herr Graf aus einem Lamme ein Wolf geworden."

„Man wird ihn zu dicht am Leibe geschoren haben."

„Es ist möglich; übrigens liebt er die Jagd leidenschaftlich, und in meinen Augen ersetzt diese Eigenschaft alle übrigen," äußerte Latrace lächelnd.

„Ohne zu erwähnen, daß jeder Jäger grimmig mit den Wildschützen verfährt, ein anderes schädliches Gezücht; dieß beweiset jener Schuft von Bête-Puante, *) passend so genannt; vergebens brüstet er sich, mir immer

*) Man heißt Bêtes Buantes (wörtlich: stinkende Thiere) in der Jägersprache die Füchse, die Iltisse, die Marder, und die übrigen vierfüßigen Wildvertilger.

A. D.

zu entwischen, früh oder spät ... so wahr ich Beaucadet bin, werde ich ihn packen."

„Und Sie werden wohlthun," entgegnete der alte Piqueur, dessen Gesicht eine leichte Besorgniß verrieth, „Sie werden wohlthun; der Herr Graf wird Ihnen dafür Dank wissen, denn er liebt die Jagd rasend."

„Parbleu! Vorgestern kam er an, und heute jagt er schon."

„Hören Sie doch, Herr Beaucadet, es sind bald acht Monate, daß weder er noch sein Sohn eine Flinte berührt, oder den Klang eines Jagdhornes gehört haben, weil sie im März mit dem Schlusse der Jagd fortreisesten... denn Sie, Herr Beaucadet, würden sich's nicht nehmen lassen, ein Protocoll aufzusetzen, wenn man später als am 12. März jagen würde."

„Und ich rechne mir's zur Ehre und zum Ruhme an ... Achtung dem Gesetze, dessen Abbild ich bin! Am 12. März ist Jagdschluß; Jedermann muß es wissen, denn Niemand wird des Gesetzes unkundig gehalten, hat der Gesetzgeber gesagt... ein alter Schlaukopf! ..." fügte Herr Beaucadet mit tückischem Lächeln einschiebselartig bei, ... „ich wiederhole dieß täglich jenen Galgenstricken von Solognerbauern, wenn sie mir vorwinseln: „„Aber, Herr Beaucadet, ich wußte es nicht, daß es verboten sey, dieß zu thun. Ich kann das Gesetz nicht kennen; man hat es mir nie vorgelesen, und ich kann nicht lesen."

„Eigentlich, wenn man nicht lesen kann... fragte der alte Piqueur, den Kopf schüttelnd, ... und das Gesetz nie vorlesen hörte... wie soll man es kennen?"

Einer von den Gendarmen des Truppes, ein alter Soldat mit harter und offener, durch eine Narbe gehobener Physiognomie, mit Chevrons am Aermel und einem rothen Bande am Knopfloche, hatte während der Unterredung seines Vorgesetzten und des Jägers öfter ungeduldig die Achseln gezuckt. Endlich sagte er mit einer rücksichtlich seiner langen Dienstzeit gewährten oder geduldeten Freiheit zu seinem Vorgesetzten:

„Mit allem dem verstreicht die Zeit, und wir werden unsere Treibjagd verfehlen."

„Ruhig im Glied'!" erwiederte Herr Beaucadet gebieterisch, den Unterbrecher über seine Achsel anschauend.

„Es lohnte sich wohl der Mühe, daß wir unsere Carabiner und Pistolen laden mußten!" murmelte der alte Soldat mit einem mürrischen Tone.

„Eine Treibjagd? Geladene Gewehre?" fragte der Piqueur erstaunt. „Ah! ich begreife," fuhr er fort, „Sie suchen irgend einen Widerspänstigen auf, irgend einen Wildschützen ... Bête-Puante vielleicht? ..."

Und die Physiognomie des alten Jägers verrieth wieder eine leichte Besorgniß.

„Einen Widerspänstigen? Einen Wildschützen?" sagte der Unteroffizier verächtlich. „Gehen Sie doch! ... Das Wild, welches ich umstellen will, verhält sich zu einem Widerspänstigen oder Wildschützen, wie sich ein Eber oder ein Wolf zu dem Fuchse verhält, den Sie jagen wollen, Vater Latrace," antwortete Herr Beaucadet, „allein ich beeile mich nicht, meine Umstellung zu beginnen, und zwar aus Gründen."

Vor der Fortsetzung dieser Erzählung müssen wir

dem Leser bemerken, daß der Ort dieser Scene fast den Saum eines an dieser Stelle sehr dichten Eichenschlages berührte, über welchem sich ein Hochwald von ungeheuern Tannen erhob.

„Sie verfolgen also irgend einen großen Missethäter?“ fragte der Piqueur.

Anstatt zu antworten, sagte Herr Beaucadet, von einer plötzlichen Idee erfaßt:

„In welchem Theile des Waldes jagen Sie?“

„Unser Fuchs ist in der zweiten Einkreisung des alten Schlages von Aubepin wieder in's Dickicht gegangen.“

„Ist's nicht im Schlage von Aubepin, wo es große Felsen giebt, und der Wald so dicht ist?“ fragte der Unteroffizier mit Interesse.

„Ja, Herr Beaucadet, eine wahre Eberbehausung... Ihnen zu dienen; ein so dichtes Gestrüppe, daß meine Hunde Mühe haben werden, hineinzudringen.“

Nach einer Pause des Ueberlegens rief der Unteroffizier aus:

„Mein Entsprungener muß eher darin als anderswo seyn. Diesen Morgen, mit Tagesanbruch, sah ein Holzhauer einen Menschen in Lumpen in den Schlag sich vertiefen, dessen Signalement mit jenem meines Räubers übereinstimmt; und da mein Räuber den Tag über es nicht wagen wird, sich aus dem Walde heraus zu machen, so bin ich eben so sicher, ihn zu packen, als Sie sicher sind, Ihren Fuchs zu packen, Vater Latrace.“

„Aber auf was warten Sie dann noch, Herr Beaucadet, Ihr Aufsuchen zu beginnen?“

„Ich warte auf einen von meinen Leuten, der kommen muß, um mir den Beginn der Treibjagd zu melden; dann wird mein Räuber von drei Seiten umzingelt seyn ... und man wird ihn nach dem Saume dieses Waldes jagen, den ich und meine Gendarmen bewachen werden."

„Aber seit wann ist denn ein Räuber in der Gegend?"

„Sind Sie seit zwei Tagen nicht nach Sabris gegangen?"

„Nein ..."

„Dann haben Sie das Signalement meines Bösewichtes nicht gelesen, welches an der Thüre der Mairie angeschlagen ist?"

„Nein, Herr Beaucadet."

„Ich will es Ihnen vorlesen. Wenn Sie ihm begegnen werden, so können Sie mit Hülfe Ihrer Rüdenknechte über ihn herfallen. Merken Sie wohl auf, Vater Latrace, und auch Ihr Uebrigen ..." fügte Herr Beaucadet bei, zu den Rüdenknechten gewendet, die sich näherten.

Der Unteroffizier zog ein Papier aus einer von seinen Halftern, und las Folgendes:

Signalement des sogenannten Bamboche. *)

„Jedenfalls ein drolliger Name, ..." sagte Latrace.

„Man weiß keinen geeigneteren von ihm; die Justiz ist genöthiget, sich so weit zu entwürdigen, diesen auszusprechen," versetzte Beaucadet, und fuhr fort:

*) Große Drahtpuppe, auch Knirps. D. Ueb.

„Diesem Gefangenen, dessen wahren Namen und „früheres Leben man nicht kennt, ist es gelungen, in „der Nacht vom **12.** auf den **13.** October aus dem Ge„fängnisse zu Bourges zu entspringen, worin er eines „Doppelmordes beschuldiget eingesperrt war; Alles be„rechtiget, zu glauben, daß er, nachdem er im Walde „von Romorantin, wo er beinahe verhaftet worden wäre, „eine Zuflucht gefunden, die Wälder und öden Steppen „erreichte, die sich in den Gegenden von Vierzon, Sal„bris und Laferté-Saint-Aubin hindehnen.

„Dieser Beschuldigte, von athletischer Kraft, von „außerordentlicher Kühnheit, ist ungefähr dreißig Jahre „alt. Größe: fünf Fuß, sieben Zoll, zwei Linien, ... „Haare: fast grau, ungeachtet seiner Jugend, ... Augen„brauen: braun, Bart: braun ... Stirne: breit, offen „und ein wenig kahl, ... Augen: grau und rund, ... „Adlernase ... Mund: gewöhnlich ... Kinn: vier„eckig ... Gesicht: lang ... Backenknochen: sehr hervor„springend ... Gesichtsfarbe: roth.

„Besondere Zeichen:

„Dieser Entsprungene hat auf seiner linken Brust „eine blaue und rothe Tättowirung, zwei von einem „Pfeile durchbohrte Herzen vorstellend, von einem Tod„tenkopfe überragt: über den beiden Herzen zwei ge„kreuzte Dolche, durch ein schwarzes Band zusammen„geknüpft, auf dem man in rothen Buchstaben diese „Worte liest:

Basquine für das Leben
Ihre Liebe oder den Tod
15. Februar 1826.

„Basquine? *) Das ist ein drolliger Name,“ bemerkte der Piqueur.

„Ein Name, wohl würdig, auf die Brust eines Missethäters, genannt Bamboche, geschrieben zu seyn, ...“ erwiederte der Gendarme, ... „Basquine! Welch' ein Name!“

„Und dann, sagen Sie doch ...“ fuhr der Jäger fort, ... „wenn Herr Bamboche der Mademoiselle Basquine im Jahre 1826 Liebe für das Leben geschworen hat, so war er frühzeitig verliebt, denn wenn er jetzt ungefähr dreißig Jahre alt ist, so hätte er diese Liebe für das Leben in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren geschworen.“

„Der Lasterhafte ist frühzeitig verliebt, wie die frühzeitig Verliebten lasterhaft sind,“ äußerte spruchreich Herr Beaucadet, und fuhr in der Aufzählung der besonderen, im Signalement des Flüchtlings erwähnten Kennzeichen fort.

„Auf der rechten Brust ist eine andere Tättowirung, „ebenfalls roth und schwarz, zwei eng verschlungene „Hände darstellend, und über ihnen stehen die Worte:

Brüderliche Freundschaft und für das Leben für Martin 10. December 1825.

„Teufel! Herr Bamboche war in der Freundschaft noch frühzeitiger, als in der Liebe,“ sagte Latrace.

„Dieß muß ein Bandit von seinem Schlage seyn,

*) Die Benennung eines sehr weiten spanischen Kleides. D. Ueb.

der mit ihm bei irgend einem alten Räuber aufgefüttert wurde ... Er wird sie mit dem Saugfläschchen großgezogen haben ... für das Verbrechen! und die Lumpen haben wohl profitirt! ..." versetzte der Unteroffizier, und las in seinem Signalement wieder weiter:

„Unterhalb dieser Worte sieht man ein besonderes „Merkmal, das man nicht besser vergleichen kann, als „mit dem Kerbstocke eines Bäckers; auf diesem Merk„male, welches aus einer blauen Doppellinie besteht, „sind fünf kleine, rothe, querlaufende und unregelmäßige „Kerben eingeätzt, die etwas den vierten Theil der Länge „des Merkmales ausfüllen."

„Ein wenig unterhalb der fünften Rippe, rechts der „Brust, bemerkt man bei dem Flüchtlinge eine Narbe, „von einer Schußwunde herstammend, während der rechte „Arm an zwei Stellen von zwei Narben tief durchfurcht „ist, die von einem schneidenden Werkzeuge herrühren."

„Als der Entsprungene zum letztenmal im Walde „von Romorantin bemerkt wurde, trug er einen zerfetzten „blauen Kittel, ein altes krapprothes Pantalon, ähnlich „jenen der Infanteriesoldaten; einer von seinen Füßen „war nackt, der andere mit Lumpen umhüllt; in der ei„nen Hand trug er ein in ein gewürfeltes Taschentuch „eingewickeltes Packet, und mit der andern stützte er sich „auf einen äusserst großen Knotenstock."

Nach beendigtem Vorlesen dieses Signalement, steckte es Herr Beaucadet wieder in die Halfter seiner Pistolen, und sagte zum Piqueur, der seit einigen Augenblicken sehr nachdenkend schien:

„Ich hoffe, daß mein Räuber leicht zu erkennen ist;

man kann Ihr Wild nicht für das meinige halten, Vater Latrace, aber, zum Teufel! an was denken Sie denn?"

„Ich denke," antwortete der alte Jäger langsam mit einem treuherzigen Erstaunen, „daß es jedenfalls ein drolliger Zufall ist."

„Welcher Zufall?"

„Daß Ihr Räuber auf der Brust ewige Freundschaft für Martin tättowirt hat."

„Was verwundert Sie darin, Vater Latrace?"

„Ei... daß der neue, vom Herrn Grafen hierher mitgebrachte Kammerdiener... Martin heißt."

„Alle Wetter!..." rief Herr Beaucadet, auf seinen Steigbügeln sich aufrichtend.

Nach einer Pause des Erstaunens und Schweigens, wendete sich der Gendarme zum Piqueur mit der Frage:

„Der neue Kammerdiener des Herrn Grafen Duriveau heißt also Martin?"

„Ja."

„Seit wann ist er in den Diensten des Herrn Grafen?"

„Seit sehr kurzer Zeit, glaub' ich."

„Haben Sie ihn gesehen?"

„Gestern Abend; er überbrachte mir die Befehle."

„Wie sieht er aus? Groß? Klein? Dick? Mager?"

„Er ist ein hübscher und großer Mann."

„Sein Alter?"

„Er mag sich dem Dreißiger nähern ... höchstens."

„Seine Augen? Seine Nase? Seine Stirne? Sein Mund? Sein Kinn?" fragte hastig der Unteroffizier.

„Meiner Treue, Herr Beaucadet, ich weiß es nicht;

ich schaute ihn nicht genug an, um Ihnen sein vollständiges Signalement geben zu können. Gestern war es Nacht, als er in den Hundehof kam, und ich sah ihn nur bei dem Schimmer meiner Laterne."

„Und Sie sagen, er stehe erst seit kurzer Zeit in den Diensten Ihres Herrn?"

„Gewiß, denn ich sagte diesen Morgen zum Stallmeister, als ich mein Pferd holte: „Der Herr Graf hat also einen neuen Kammerdiener?"

„Einen ganz neuen," antwortete mir der Stallmeister.

„Ich kann der Justiz einen ausgezeichneten Dienst erweisen," erwiederte Herr Beaucadet nachdenkend, „man weiß nichts vom früheren Leben meines Räubers; ich werde, mit Güte oder Gewalt, diesen Martin zum Sprechen bringen, dessen Namen mein Entsprungener mit Freundschaft auf seiner Schurkenbrust trägt, und..."

„Einen Augenblick, Herr Beaucadet," bemerkte der Piqueur, den Unteroffizier unterbrechend, „erinnern Sie sich des wohlbekannten Sprichwortes: „Es giebt auf dem Jahrmarkte mehr als einen Esel Namens... Martin; warum sollte man nun das auf die Esel Anwendbare nicht auch . . . ohne Vergleichung... auf die Kammerdiener anwenden können?" Und dann..."

„Und dann?"

„Bedenken Sie, daß der Herr Graf, so streng, so begehrlich gegen seine Dienstleute, nie Jemand ohne die allergenauesten Erkundigungen zu sich nimmt."

„Nun denn, Vater Latrace?"

„Glauben Sie, daß ein ehrlicher Mann, wie es Herr Martin seyn muß, weil er in den Diensten des Herrn

Grafen ist, der Freund des Räubers, den Sie suchen, seyn konnte oder sey?"

„Die Treibjagd hat begonnen," rief Herr Beaucadet aus, den Piqueur unterbrechend; „da kommt Ramageau!"

„Ein Spürhund?" fragte Latrace.

„Ja, ein Spürhund in großen Stiefeln zu Pferd," antwortete Beaucadet, fernhin einen Gendarmen zeigend, der mit der ganzen Schnelligkeit seines Pferdes herbeieilte.

„Nun, gute Jagd, Herr Beaucadet!" sagte der Jäger.

„Ah! Ich zähle auf Sie: Jäger müssen einander beistehen. Nöthigenfalls einen Zugriff, wenn Sie meinem Räuber begegnen werden!"

„Das versteht sich, Herr Beaucadet, und wenn mein Fuchs sich gegen Sie wendet, der Sie am Saume des Waldes bleiben, so erheben Sie ein lautes Geschrei, damit er die Ebene einschlägt..."

„Seyen Sie unbesorgt, ich fühle, daß ich eine gute Jagd machen werde, und vielleicht einen doppelten Fang, indem ich bei der nämlichen Gelegenheit diesen Lump von Wildschützen, diesen Schurken Bête-Puante packe, der mir bis jetzt entwischt ist."

Die Drohung vernehmend, deren Gegenstand von Neuem der Wildschütz war, konnte der Piqueur eine leichte Besorgniß nicht verhehlen; sie entging dem Unteroffiziere, der sich damit beschäftigte, den Gendarme anzuschauen, der im Galoppe herbeikam.

Nach einer Pause des Schweigens fuhr der Piqueur fort: „Auf der Jagd, sehen Sie, Herr Beaucadet, muß man nie etwas Anderes jagen, als das Meutethier . . . wenn man nicht gefoppt, wie wir Jäger sagen, heim-

kehren will. Begnügen Sie sich heute, den Wolf zu jagen, morgen werden Sie die Wildkatze jagen."

„Gehen Sie doch, Vater Latrace! Sie sind ein alter Practikus, und vergessen, daß man bei einer Treibjagd Alles schießt, was auf Schußweite vorüberkommt... einen Hasen wie einen Hirsch. Daher soll mir Bête-Puante nur in den Wurf kommen, er wird meine Handschellen kosten. Ich weiß wohl, daß man diesen Schurken in der Gegend unterstützt, daß die Solognergalgenstricke ihm sich verstecken helfen, und ihn nie anzeigen, weil man sagt, daß er Geheimmittel besitze, sie von ihren Fiebern zu heilen, diese Hungerleider! Doch Bête-Puante ist nun genug herumgeflogen; es ist Zeit, in den Käfig ihn zu stecken."

In diesem Momente gellte ein schriller, sonorer langgedehnter Vogelschrei aus dem dichten Schlage, der den Saum des Waldes begrenzte.

Der alte Jäger wurde purpurroth und bebte.

Der über dieses plötzliche Getöse bestürzte Unteroffizier, fuhr von seinem Sattel auf, und erhob neugierig die Augen zu den grünen und dichtbelaubten Wipfeln der Tannen. Diese Bewegung hinderte ihn, die Aufregung des Piqueurs, so wie ein leichtes Rascheln des Laubwerkes an der buschigsten Stelle des Schlages zu gewahren, der den Kreuzweg säumte; dennoch wehte in diesem Augenblicke nicht der leiseste Wind.

„Das war ein gräulicher Vogelschrei," äußerte Herr Beaucadet.

„Kennen Sie den Schrei des Adlers von Sologne nicht?" fragte ruhig Latrace. „Sehen Sie, dort unten

rauscht er seinem Neste zu, die Eichenschößlinge streifend. Welche Flügelschläge!"

„Wo denn, Vater Latrace, wo denn?"

„Dort unten; sehen Sie ihn nicht, links, neben jener krummen Tanne? Da fliegt er eben wieder empor. Da... da..."

„Es flimmert mir nur vor den Augen; ich habe keine Jägeraugen, wie Sie... Wenn es mein Räuber, oder jener Schurke Bête=Puante wäre, würde ich ihn auf hundert Schritte in's Auge fassen. Doch da ist Ramageau; wir werden Nachrichten von der Treibjagd bekommen."

Wirklich kam der Gendarme an, den man seit einigen Momenten auf der Ebene gewahrte, und hielt bei der Gruppe an. Das Pferd dieses Soldaten dampfte, und war schaumweiß.

„Nun denn, Ramageau?" fragte der Unteroffizier.

„Herr Beaucadet, man beginnt die Treibjagd. Die zur Umstellung des Räubers aufgebotenen Bauern, haben den Wald von Aubepin von allen Seiten umzingelt, und sie treiben diesem Saume zu.

„Gendarmen!" rief Herr Beaucadet mit dem Tone eines seine Soldaten im Momente der beginnenden Schlacht anredenden Obergenerals aus: „Gendarmen! der Kampf wird sich entspinnen; ich rechne auf Euch! Spannt die Pistolen! Säbel in die Hand!... Marsch!..."

Und Herr Beaucadet, in seiner Uniform sich brüstend, machte mit der Hand ein Gönnerzeichen dem Piqueur, welchen er am Kreuzwege zurückließ, und entfernte sich

an der Spitze seiner fünf Mann, die er am Saume des Waldes als Reiterwachen aufstellte.

Während dieser strategischen Vorkehrungen, sah man in der Ferne einen offenen Wagen erscheinen, worin sich zwei Frauen befanden, begleitet von mehrern Herren, mit rothen Röcken angethan, und von Dienern gefolgt, welche in Decken gehüllte Pferde an der Hand führten.

„Vorwärts, Vorwärts, Bursche!“ sagte der alte Piqueur zu seinen Gefährten, „haltet die Meute zusammen, damit die Hunde sich nicht entfernen; da kommt der Herr Graf mit seiner Gesellschaft.“

Und also sprechend stieg Latrace von seinem Pferde, das er einem Rüdenknechte gab, um zu Fuße mit aller schicklichen Ehrfurcht den Grafen Duriveau zu empfangen, seinen Gebieter.

Zweites Kapitel.

Der Schlag.

Seit langer Zeit hat die Jagd begonnen; die bald sich neigende Sonne gürtet mit ihrem glühenden Wiederscheine den Himmel; das Eichenbuschwerk und die hochragenden Tannen scheinen sich von einem Hintergrunde von Rothkupfer abzuheben; inmitten eines mächtigen, durch das üppige Wuchern von Ginster, Brombeersträuchen und wilden Rosen undurchdringlich gewordenen Dickichts, kurz, in der tiefesten Tiefe der Wälder, in denen man eben jagte, befand sich eine kleine, hier und da von grauen

und bemoosten Felsenblöcken durchsäete Lichtung, welche unter einer unentwirrbaren Verrankung von Epheu, Winden und wildem Geisblatte beinahe völlig versteckt war.

Das tiefe Schweigen dieser Oede wurde in spärlichen Pausen von dem dumpfen Rauschen der von Windstössen geschüttelten Tannen, oder von den sehr fernen Klängen des Waldhornes unterbrochen.

Ein hastiges Krachen läßt sich in dem diese Lichtung gürtenden Schlage vernehmen; die Zweige der bereits vergilbenden Eichenschößlinge schwanken wellenförmig, schieben sich zur Seite; ein Mann tritt aus diesem Dickichte; er geht halb gebückt, fast kriechend.

Dieser Mann, dessen Signalement der Leser schon kennt, ist Bamboche, der flüchtige Gefangene aus dem Gefängnisse von Bourges, zweier Morde beschuldiget. Seine schlechte blaue Blouse, sein einziges von den Brombeersträuchen zerfetztes Kleidungsstück, läßt seine haarige Brust und seine athletischen Arme an verschiedenen Stellen nackt; sein Pantalon von Tuch, ehedem grapproth, kothbefleckt, von Rissen gefranst, ist bis zu den Knien aufgeschlitzt; seine Füsse und seine Hände sind blutig geschrunden; er keucht; der Schweiß überrieselt sein Gesicht.

Er bleibt einen Augenblick stehen, dem leisesten Geräusche lauschend; er lehnt sich an einen Baum, um wieder Athem zu schöpfen, reißt eine handvoll Blätter ab, bringt sie gierig an seine glühenden Lippen, und kauet sie, um seinen versengenden Durst zu stillen. Ein wilder Glanz funkelt aus den Augen dieses Mannes; seine grauen, verworrenen, auf seiner bereits kahlen Stirne

gesträubten Haare, stechen grell ab gegen seinen braunen Bart und gegen die Jugendlichkeit seines kräftigen Gesichtes, und verleihen ihm ein unheimliches Aussehen. Vor Noth und Angst bleich geworden, drückt seine Physiognomie den Schmerz und den Schrecken aus.

Plötzlich ruft eine sonore, so zu sagen unter den Füßen des Flüchtlings auftönende Stimme aus:

„Bamboche!"

Bei diesem Namen fährt der Mann bestürzt empor, schaut mit Entsetzen um sich, unschlüssig, ob er fliehen oder bleiben solle. Dann rafft er, schnell sich bückend, zwei große Steine auf, die in seinen Händen furchtbare Waffen werden können.

Alles war wieder in ein düsteres und tiefes Schweigen versunken.

Bamboche schaute mit steigender Angst um sich. Plötzlich, auf drei Schritte von ihm, wie aus dem Boden aufgetaucht, richtet sich ein auf eine seltsame Art gekleideter Mann empor.

Dieser Mann von mittlerer Größe trug eine weite Casake und ein Wolfshautpantalon; das feine und dichte Haar des Rehes bildete den wasserdichten Grund seiner mit einem Dachsfellstreifen verzierten Mütze; von der Sonne verbrannt, lohfarben durch die schlechte Witterung in den Jahreszeiten, verschwanden seine Züge fast völlig unter einem fahlen und grauen Barte; seine braunen, beweglichen, durchbohrenden Augen, schienen innerlich durch einen dehnbaren und nächtlichflimmernden Augenstern erleuchtet, wie wenn die Gewohnheit, bei Tag zu schlafen, und bei Nacht herumzuirren, ihn nächtlichsehend

gemacht hätte, wie es beinahe alle Raubthiere sind; dennoch war das Gesicht dieses Mannes weit entfernt, ein thierisches oder abstossendes Bild zu bieten. Auf diesem intelligenten und kühnen, oft von einem Lächeln bitterer Ironie gekrampften Antlitze, fand man jenen Stempel unerklärbarer Größe wieder, welcher der Stirne des Geächteten die Gewohnheit, in der Gefahr, in der Einöde und in der Empörung zu leben, immer aufprägt.

Man hat ohne Zweifel bereits den Wildschützen mit dem Beinamen Bête-Puante erkannt; im Schlage neben dem Kreuzwege versteckt, hatte er so unsichtbar der Unterredung des Piqueurs mit Herrn Beaucadet beigewohnt.

Bis zu dem Momente seines plötzlichen Erscheinens vor den Augen von Bamboche, war der Wildschütze in jenem Raume geduckt und versteckt gewesen, den man in der Wildschützensprache einen Anstand nennt, in einer Art von Loch, fünf bis sechs Fuß tief, mit buschigem Farrenkraute und Ginster überwölbt, von wo aus der Wildschütze, der so stundenlange unbeweglich und auf die Beute lauernd harret, sie gewahren und fast ganz nahe dabei sie schießen kann.

Bei dem Anblicke von Bête-Puante fuhr Bamboche ungeachtet seiner Kühnheit einen Schritt zurück, von Bestürzung erfaßt; die zu seiner Vertheidigung aufgerafften Steine entsanken seinen Händen, entweder weil der Flüchtling bei dem Anblicke eines kurzen zweiläufigen Carabiners, womit der Wildschütze bewaffnet war, die allzugroße Ungleichheit des Kampfes einsah, oder endlich weil eine Ahnung ihm sagte, daß irgend eine sympathetische Verwandtschaft zwischen seiner Lage als Flüchtling und

dem abenteuerlichen Leben des Mannes der Wälder bestehen müsse, dem er begegnete.

Dennoch fuhr er fort, von Neuem zurückfahrend, auf den Wildschützen einen Blick menschenscheuer Besorgniß zu werfen.

„Du heißest Bamboche, Du bist aus dem Gefängnisse von Bourges entsprungen ... wie ein wildes Thier umstellt, könntest Du nicht entrinnen ... ich komme Dir zu Hülfe im Namen von ... Martin.“

Bei dem Namen Martin verwandelte sich die scheue Physiognomie von Bamboche; eine rührende Gemüthsbewegung spannte seine bisher harten und verzerrten Züge ab; eine Thräne verschleierte den wilden Glanz seines Blickes: mit gefalteten Händen, halbgeöffneten Lippen, pochendem Herzen, wogender Brust, konnte er nur mit einer von Rührung erstickten Stimme ausrufen:

„Martin!!“

Als aber der Wildschütze in den Zügen des Flüchtlings nach diesem Ausbruche liebevoller Gefühle den Zweifel sich ausprägen sah, beeilte er sich, beizufügen:

„Ja, Martin ... Basquine ... La Levrasse ... und ...“

Bamboche unterbrach den Wildschützen, wie wenn die bizarren, von diesem ausgesprochenen Worte, Martin's Identität hinreichend bewiesen hätten, und rief freudig aus:

„Er ist's ... ja, er ist's!“

Der Flüchtling vergaß so die erbitterte Verfolgung, welcher er so eben durch ein Wunder entronnen war, und deren Opfer er in wenigen Augenblicken werden konnte.

Keiner von den Eindrücken Bamboche's entging dem durchdringenden Blicke Bête=Puante's. Plötzlich, mit seiner Hand eine Art von Muschel bildend, hielt er sie an sein Ohr, und sagte, obgleich die tiefeste Stille in dieser Oede zu herrschen fortfuhr, mit leiser Stimme, nachdem er noch einen Augenblick gehorcht hatte:

„Man nahet ... Du bist verloren!“

„Sie kennen Martin ... er ist also aus der Fremde zurückgekehrt ...“ sagte der Flüchtling, immer die Gefahr vergessend.

Diese Selbstverläugnung in einem so furchtbaren Augenblicke rührte den Wildschützen, der fortfuhr:

„Martin ist hier ... er verdankt Dir viel, ich weiß es; in seinem Namen rette ich Dich, unschuldig oder schuldig.“

Der Flüchtling bebte.

„Aber bei der brüderlichen Freundschaft, die Du Martin geweihet hast, versprich mir, daß Du Dich, wenn er es befiehlt, selbst dem Gerichte ausliefern wirst.“

„Martin sage zu mir: — Liefere Dich aus ... und ich werde mich ausliefern ...“

„Ich darf Dir glauben ... ich weiß es; folge mir, Du bist gerettet.“

Indem sich dann der Wildschütze einige Schritte weit in einen dichten Schlag vertiefte, links vom Anstande, worin er verborgen war, öffnete er mühsam die enge Mündung einer Art von Höhle. Die sie verschließende Fallthüre bestand aus dicken Tannenreisigbündeln, bedeckt von moosigen, mit Erde verkitteten Steinen,

worin seit langer Zeit Brombeersträuche gewurzelt hatten.

Der Flüchtling wollte in diesen unverhofften Zufluchtsort schlüpfen, als der Wildschütze mit einem Tone feierlicher Traurigkeit zu ihm sagte:

„Achtung und Mitleiden... für das, was Du sehen wirst... außerdem Du ein Verruchter wärest, des Mitleidens unwürdig.“

Und als der Flüchtling auf den Wildschützen einen erstaunten und besorgten Blick warf, näherten sich die bisher verworrenen Klänge der Waldhörner immer mehr. Dann sagte Bête-Puante, Bamboche rasch bei der Schulter schiebend, nach einem wiederholten und aufmerksamen Lauschen, mit leiser Stimme: „Ich höre den Galopp der Pferde... Schnell.. schnell... verbirg Dich!“

Dann, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, während Bamboche durch die enge Oeffnung verschwand, sprang der Wildschütze, die Mündung offen lassend, zum Schlage hinaus, legte sich mitten in der Lichtung auf den flachen Bauch, schmiegte sein Ohr an den Boden, und hörte so deutlicher als im dichten Walde das fernste Geräusch.

Bald raffte er sich wieder auf, mit verzweiflungsvoller Stimme ausrufend:

„Verflucht!... der Fuchs... er führt die Jagd nach dieser Seite.“

Doppelt beunruhiget, eilt der Wildschütze in das Gebüsch, um den Eingang in die Höhle zu verschließen. Aber der Flüchtling wankt heraus, erdfahl, mit verstörten Zügen, mit bebender Stimme ausrufend:

„Eher gefangen . . . getödtet werden, als in dieser Höhle bleiben. O! . . . was ich sah . . . da . . . Wenn Sie wüßten, welches Verhängniß!! Dieser Name!! . . . Bruyère! . . . Es ist zum wahnsinnig werden . . .“

Plötzlich kommt das bis jetzt entfernte Bellen der Meute näher, und widerhallet in furchtbaren Accorden in diesen großen, schweigsamen und sonoren Wäldern. Zu gleicher Zeit weht ein Windstoß ein verworrenes Getöse von Schreien und Stimmen herbei, die von mehrern Seiten zu gleicher Zeit näher rücken. Diese Schreie werden von jenen Leuten ausgestossen, welche den Flüchtling um stllen.

Diese beiden Vorfälle waren in weniger Zeit eingetreten, als ihre Schilderung bedarf, und in dem Momente, da Bamboche, aus der Höhle des Wildschützen wankend, mit vor Schrecken bebender Stimme ausrief:

„Eher gefangen . . . getödtet werden, als in dieser „Höhle bleiben . . . O! . . . was ich sah . . . da . . . „Wenn Sie wüßten, welches Verhängniß!! Dieser „Name!! . . . Bruyère! . . . es ist zum wahnsinnig „werden . . .“

„Du bist des Todes!! . . . rief der Wildschütze mit einem schrecklichen Tone aus, seinen Carabiner schwingend, den er wie eine Keule mit beiden Händen hielt, . . . ich tödte Dich . . . wenn man Dich hier findet . . . bevor ich diesen Zufluchtsort wieder verschließen konnte . . .“

Der Wildschütze beendigte kaum diese Drohung, als die Zweige des Dickichts, von welchem die Lichtung umgeben war, sich heftig bewegten, wie wenn sie sich vor einem hastigen Nahen zur Seite schöben . . . Der Flücht=

ling bebte... und stürzte, entweder aus Gehorsam gegen die verzweiflungsvolle Einschärfung des Wildschützen, oder wegen des den Schrecken bewältigenden Selbsterhaltungstriebes, in die Höhle; Bête-Puante schloß sie wieder mit der schweren Fallthüre, verwischte auf dem Boden die Spur von Bamboche's Tritten, und fand nur Zeit, sich auf den Boden des Anstandes zu werfen, wo er anfangs gekauert hatte.

Drittes Kapitel.

Das Ende der Fährte.

Der Wildschütze war so eben in seinem Anstande verschwunden; plötzlich folgte dem Krachen der Zweige das Geräusch eines leichten Galoppes, und ein äusserst großer Fuchs mit fahlrothem Balge, mit schwarzen Pfoten und Ohren, trabte hastig in die Lichtung; das Wasser rieselte von ihm; er war so eben durch einen Weiher geschwommen, um die Hunde von der Fährte abzubringen, und seine List ihm gelungen; denn die Meute, einen Augenblick dieser Stelle des Waldes genähert, entfernte sich von Neuem davon, wie es ihr immer schwächeres Bellen verkündete.

Der Fuchs keuchte athemlos; seine rothe, ausgedörrte Zunge schlumpte aus seinem offenen Rachen; seine grünlichen Augen funkelten, während seine hangenden Ohren, seine schleppende Ruthe, seine zuckenden Weichen von der

Schnelligkeit seines Laufes, und von der Erschöpfung seiner Kräfte zeugten; einen Moment hielt er schnobend an, seine schwarze Schnauze rechts und links wendend; dann schien er einige Minuten lang der Abendseite zu mit eben so großer Aufmerksamkeit als Angst zu horchen. Er hörte nichts.

Da der Anstand des Wildschützen einige Schritte vom Fuchse entfernt, und unter dem Winde sich befand, konnte das Thier die Nachbarschaft nicht wittern; der Lärm des Gebelles der jetzt vom rechten Wege vollständig abgebrachten Meute, hatte aufgehört. Da so das gehetzte Thier vor den es mit Erbitterung verfolgenden Hunden einige Minuten voraus hatte, schöpfte es wieder Athem, sank matt nieder, die Pfoten ausstreckend, den Kopf platt auf dem Boden, den Rachen halb geöffnet; man hätte es ohne die unabläßige, fast krampfhafte Bewegung seines, den schwächesten Laut aufzufassen immer bereiten Ohres, für todt gehalten.

Plötzlich, wie von einer Springfeder emporgeschnellt, richtet sich der Fuchs wieder auf seine vier Pfoten empor; er hält seinen keuchenden Athem zurück, dessen ruckweises Geräusch die feine Auffassung seines Gehöres unterbricht . . . er lauscht.

Die Jagd, in ihren launenhaften Bewegungen, in ihrem plötzlichen und raschen Umwendungen, nähert sich von Neuem der Lichtung; dießmal begleiteten die Fanfaren der Waldhörner das Gebell der Meute.

In diesem äussersten Augenblicke, das Nahen seines Endes spürend, versucht das erschöpfte Thier eine letzte Anstrengung, eine letzte List, um die Meute wieder irre

zu führen und ihr zu entrinnen. Es durchrennt die Lichtung nach allen Seiten hin, die Fährte seiner Schritte in ein so unentwirrbares Netz verdoppelnd, kreuzend, daß es den Hunden unmöglich seyn mußte, sich zurecht zu finden. Dann sich zusammenraffend, schwingt es sich mit einem ernsten ungeheuern Satze aus der Lichtung in das Gehölz, fällt mitten unter die Felsen, fast auf die mit Steinen und Brombeersträuchen verhüllte Fallthüre, die den Eingang in die Höhle verbarg; dann, kaum seine Pfoten auf das Moos der Felsenstücke setzend, erreicht es mit einem zweiten verzweiflungsvollen Schwunge, mindestens sechs Fuß weit springend, das dichteste Dickicht, macht dort wieder drei bis vier übermäßige Sätze, und beginnt mit der ganzen Schnelligkeit seiner durch Ermüdung und die kalte, eben erst abgenöthigte Eintauchung erstarrten Beine zu entfliehen.

In Folge eines wunderbaren, allen gehetzten Thieren natürlichen Erhaltungstriebes, unterbricht der Fuchs, in einem Umkreise von dreißig bis vierzig Fuß die Fährte, einen scharfen und heißen Geruch, den die Ausdünstung seiner Klauen mit den Eindrücken derselben auf dem Boden zurückläßt, starke Ausflüsse, durchdringende Losungen, welche, den feinen Geruch der Hunde anlockend, sie in ihrer Verfolgung leiten.

Nach dem Verschwinden des Fuchses, tritt der Wildschütze rasch aus seinem Anstande hervor, springt in die Lichtung, bückt sich auf den Boden, durcheilt ihn mit forschendem Blicke, erkennt die frischen Eindrücke der Pfoten des Fuchses, und beeilt sich alsogleich, unter seinem Fuße diese Spuren überall zu verwischen, wo sie

sind, somit durch das Wühlen des Bodens nicht nur den Eindruck, sondern auch den Geruch, diese Folge des Vorüberziehens des Thieres, zerstörend, wodurch er auch die Flucht und die Ränke des Fuchses förderte, oder vielmehr zunächst die Hunde, und folglich die Jäger, von dieser seiner Höhle so nahen Stätte entfernen wollte.

Das Geheul der Meute, die Fanfaren der Waldhörner, die immer näher kommen, verdoppeln den lauten Schall, bisweilen mit den Schreien und Zurufen vermengt, die den Umstellern zu Signalen dienen, welche von drei verschiedenen Seiten zum Aufspüren des Flüchtlings Bamboche vorrücken.

Ueber dieses drohende Nahen immer erschrockener, dringt der Wildschütze in den Schlag, durch welchen der Fuchs in die Lichtung kam, und erkennt darin nothwendigerweise die Fährte des Thieres. Dann, wie schon zuvor, vertilgt er diese Eindrücke etwa zweihundert Schritte weit unter seinen Füßen, bis zu einem ungeheuern umgestürzten Baumstamme, den der Fuchs ohne Zweifel überklettert hatte.

Ueberzeugt sodann, daß diese äusserst weitreichende Unterbrechung des Zusammenhanges der heißen und riechenden Fährte, die der Fuchs hinter sich zurückläßt, und die, wie gesagt, allein die Meute in ihrer Verfolgung zu leiten vermag, die Jagd unmöglich machen, und von seiner Höhle entfernen mußte, sprang der Wildschütze in die tiefeste Tiefe des Waldes.

Die Vorhersehungen Bête-Puante's wurden zunächst nicht getäuscht.

Er war seit einiger Zeit verschwunden; die Meute

bellte aus vollem Halse; plötzlich verstummte dieses so sonore, so schallende Gebell und Geheul, wie durch Zauber; die Hunde waren am Ende der Fährte, das heißt: die Meute fand, als sie über den ungeheuern Baumstamm gesprungen war, diesseits dessen der Wildschütze, den Boden mit Füssen tretend, den Eindruck und Geruch des vorübergezogenen Fuchses zerstört hatte, nichts mehr, was sie leitete; die Meute, welche nur Laut giebt, wenn sie auf voller Fährte des Thieres ist, schwieg plötzlich.

Hin und herrennend, unruhig, verwirrt durch diese plötzliche Unterbrechung jener Fährte, die bisher so mächtig auf ihren Geruch wirkte, schnoben die vom rechten Wege abgelenkten Hunde vergebens nach allen Seiten hin, die Nase an den Boden schmiegend ... sie hatten, etwa zweihundert Schritte weit von der Höhle des Wildschützen, wie man es nennt: die Fährte verloren.

Der alte Piqueur, von diesem Umstande durch das plötzliche Verstummen der Meute unterrichtet, beeilte sich, sie einzuholen, um ihr zu Hülfe zu kommen; aber er hielt alsogleich bei dem Anblicke des umgestürzten Baumes inne, der ihn von seinen Hunden trennte, und dessen von Aesten starrenden Stamme für den über ihn Setzenden eines der gefährlichsten Hindernisse bildete; Meister Latrace war, ungeachtet seines Muthes und der Kraft seines Pferdes, ein zu erfahrener Jäger, um aus unnützer Großthuerei einen für ihn oder für sein Pferd vielleicht tödtlichen Sturz zu wagen; da er auf jeder Seite des Baumstammes den Durchgang durch ein gleichmäßig unentwirrbares Dickicht versperrt sah, machte

er einen weiten Umweg, um seine Hunde wieder zu finden.

Plötzlich befanden sich zwei Frauen in Reitkleidern, zu Pferd, in kurzen Zwischenräumen sich folgend, durch den Wald ankommend, dem umgestürzten Baume gegenüber, von welchem der alte Jäger klüglich zurückgewichen war ... fast im nämlichen Augenblicke wurden sie von zwei Reitern eingeholt, die bei dem Anblicke des furchtbaren Hindernisses mit erschrockener Stimme zugleich ausriefen:

„Madame, halten Sie Ihr Pferd an.“

„Madame, nehmen Sie sich in Acht.“

Ungeachtet dieser Anempfehlungen, dieser Bitten, versetzte jene von den beiden Frauen, die zuerst erschienen war, nicht mehr vermögend, den Flug ihres Pferdes zu hemmen, oder aus Verwegenheit ein Vergnügen daran findend, der Gefahr zu trotzen, ihrem Pferde einen kräftigen Reitpeitschenhieb, und ließ es mit eben so großer Kühnheit als Anmuth über den Baumstamm setzen, nur sah man, da die Heftigkeit des Sprunges und die Wirkung des Windes den langen Rock dieser unerschrockenen Frau ein wenig lüftete, den zarten Umriß eines eleganten Beines in einem weißseidenen Strumpfe, und einen fest auf den Steigbügel gestützten reizenden Fuß, an dessen schwarzem Halbstiefel ein kleiner silberner Sporn blitzte.

Die beiden Jäger, über eine so große Verwegenheit erstaunt, hatten einen Schreckensausruf nicht verhalten können; Beide riefen dann, an die zweite Jägerin sich wendend, welche ihrer Gefährtin nachzuahmen geneigt schien

„Mein Fräulein, um's Himmelswillen, halten Sie an! . . .“

„Ich will meiner Mutter folgen,“ antwortete das junge Mädchen mit einer sanften Stimme, auf die andere Frau weisend.

Diese hielt ihr Pferd jenseits des schrecklichen Hindernisses an, und kehrte den Zuschauern dieser Scene ein lächelndes, und durch die stolze Aufregung ob der verachteten Gefahr leicht geröthetes Antlitz zu; aber bei dem Anblicke ihrer Tochter, die ihr nachzuahmen sich anschickte, erblaßte sie furchtbar, und rief aus:

„Raphaele . . . ich bitte Dich! . . .“

Es war zu spät; das junge Mädchen, nicht minder kühn, als ihre Mutter, setzte über den Baumstamm, und hielt zu gleicher Zeit, in einer Regung züchtiger Anmuth, mit der Spitze ihrer Reitpeitsche, die sie in der linken Hand trug, die langen Falten ihres Rockes zusammen, um ihn zu verhindern, sich zu lüften, wie jener ihrer Mutter sich gelüftet hatte.

Viertes Kapitel.

Ein junger Vater.

Die beiden Reiter, welche Madame Wilson und ihre Tochter . . . so hießen die beiden unerschrockenen Jägerinnen . . . eingeholt hatten, waren der Graf Duriveau und sein Sohn. Der Vater des Grafen Du=

riveau, des Herrn der eben jagenden Meute, war Wirth zu Clermont-Ferrand gewesen; dieser Wirth, ein Mann von wilder Habgier, Besitzer eines unermeßlichen, durch Wucher begonnenen, durch den Ankauf von Nationalgütern vermehrten, durch Lieferungen zu den Heeren unter dem Directorium vervollständigten Vermögens geworden, hatte es durch alle Arten von Betrügereien, von gesetzförmigen Diebereien, und durch den schmutzigsten Geiz verdoppelt, vervierfacht.

Bei dem Tode seines Vaters erhielt Adolph Duriveau, damals keineswegs Graf, ein Rente von dreimalhunderttausend Livres, den Ertrag seiner Grundbesitzungen. Aus dem Zustande der Unterdrückung und des Mangels an den nothwendigsten Dingen hervorgehend, worin sein Vater mit einer Härte ohne ihres Gleichen ihn gehalten, und einen ehrenwerthen Vormund findend, neigte sich Adolph Duriveau, ungeachtet seiner schlechten Erziehung, anfangs zum Guten hin, und fühlte einigen Aufschwung zu erhabenen Ideen; fröhlich einem glänzend glücklichen Leben sich erschließend, allen bis jetzt entbehrten Vergnügungen, zeigte er sich edelmüthig und gut, hierin der Regung seines Herzens folgend, und jener Art von Wonnetrunkenheit, welche oft der Ueberfluß eines plötzlichen und bisher unbekannten Glückes erzeugt.

Adolph Duriveau's Edelmuthsversuche wurden oft mit Undank vergolten, mit Undank . . . jener Feuerprobe, worin die wahrhaft edelmüthigen und beharrlichen Gemüther sich bewähren; dieser Mann hielt die harte Probe nicht aus; er fing damit an, sich zu betrüben, dann erbitterte, dann erzürnte, dann verhärtete er sich;

zuletzt versteinerte sich sein Herz. Gleich so vielen Andern auf das wenige Gute sich berufend, das er zu thun versucht hatte, erhob Herr Duriveau die menschliche Undankbarkeit zum Grundsatze, die Härte des Herzens zur Pflicht, wollte man nicht von Undankbaren geprellt werden. Das Gute zu leicht für einen Wahn erachtend, weil es seinem unerfahrenen und unbesonnenen Edelmuthe an Geduld, an Uneigennützigkeit, an Unterscheidungskraft, und vorzüglich an Verschwiegenheit und Verschämtheit, wenn man so sagen kann, gebrach, vermuthete Herr Duriveau nicht, daß es ihm an dem Erkennen der Uebel fehlte, die er zu lindern glaubte, und die er bisweilen erschwerte, weil er barsch, ungeduldig und hart war, und die Linderung von gewissen schüchternen, verborgenen Mißgeschicken, einen Tact von höchster Sanftheit und Zartsinnigkeit bedingt.

Dieser lobenswerthe, aber unglückliche Versuch im Vollzuge edelmüthiger Ideen, mußte im Gemüthe Adolph Duriveau's eine unselige Gegenwirkung herbeiführen, und führte sie auch herbei; für ihn wurden: systematische Gefühllosigkeit . . . Menschenkenntniß; Mitleiden . . . Schwäche; Selbstsucht . . . gesunder Menschenverstand; Habgier . . . Vorsicht; tiefe Geringschätzung Anderer . . . Bewußtseyn des legitimen Werthes; fremdes Unglück . . . gerechte Bestrafung der Ausschweifungen, ein jeder Staatsgesellschaft anklebendes Verhängniß, Folge der Erbsünde, providentieller Wille, u. s. w.

Kurz, Herr Duriveau benahm sich als wüthender Rechtgläubige hinsichtlich der gotteslästerlichen Verleumdung:

„Daß ein allväterlicher Gott den Menschen zum Unglücke geschaffen habe."

Dieser saubere Grundsatz legitimirte die Härte dieses unversöhnlichen Selbstlings.

Aus diesem Grundsatze zog er triumphirend seine Schlüsse.

„Die Menschen sind zum Unglücke geboren und ge„boren und geschaffen," sagte er mit insolenter Ironie, „Gott hat es gewollt; der Wille Gottes werde geehret! „Handeln wir ihm niemals entgegen! Begnügen wir „uns, glänzend, fröhlich zu leben, in einer glücklichen „Ausnahme . . . welche die Regel bestätiget."

Dieser Mann konnte von seinem Gesichtspunkte aus sagen, und sagte es auch:

„Ich war gut, edelmüthig, menschlich; ich fand nur Betrug, Undankbarkeit; jedes Mißgeschick verdient sein hartes Schicksal; sehr einfältig ist, wer zum Mitleiden gerührt wird."

Man muß gestehen, Herr Duriveau, mit einem merkwürdigen natürlichen Verstande begabt, mit einer großen Energie des Willens, mit einer seltenen Kühnheit des Characters, wußte so durch Cynismus und Unverschämtheit, diesen grausamen paradoxen Behauptungen etwas Pikantes zu verleihen, und er fand in den Gesellschaften, die er häufig besuchte, nur allzu oft Billiger oder Mitschuldige.

Der häufige Besuch einer auf ihren Reichthum oder auf ihre nagelneuen Titel übermäßig stolzen Gesellschaft, der Aussatz des Müßigganges, die fast unvermeidliche und schlechte Einwirkung eines mühelos erworbenen, un-

geheuern Vermögens, erstickten sehr schnell die ersten Neigungen des Herrn Duriveau. Er blieb prunkvoll, aber er wurde habgierig; dann genügte es ihm nicht mehr, reich zu seyn, er wollte adelig werden ... wie so viele Andere. Seine Vermählung mit der Tochter eines Herzogs des Kaiserreiches, der sich der Restauration anschloß, verschaffte ihm den Grafentitel, und der Sohn des Vaters Duriveau, des wucherischen Wirthes, des nichtswürdigen Plünderers, hielt sich für einen Grafen, und nannte sich sehr ernsthaft Graf Duriveau. Seine Frau, sehr jung gestorben, hinterließ ihm einen Sohn, den Vicomte Duriveau, mit Gunst zu sagen.

Das Glück, oder vielmehr der Stolz Adolph Duriveau's, hatte sich auf die beiden schönen Sachen inhaltlich zusammengedrängt: einer von den großen Grundbesitzern von Frankreich zu seyn, und sich von seinen Lakeien, Lieferanten und Pächtern Herr Graf nennen zu lassen; späterhin gesellte sich ein Gelüst politischen Ehrgeizes, dessen Ursache wir erklären werden, zu diesen Eitelkeiten.

Erzmillionär und Graf ... träumte er von keiner andern Zukunft, von keinem andern möglichen Glücke für seinen Sohn. Und vielleicht noch hochfahrender als habgierig, sah er in diesem Kinde ein neues Mittel, zu prunken, und seinen Ueberfluß beneiden zu lassen. Mit fünfzehn Jahren wurde Scipio Duriveau, im Besitze eines anmuthigen Gesichtes, einer frühzeitigen Intelligenz, von einem Hofmeister aus einem vornehmen Hause erzogen ... womit Alles gesagt ist ... eine neue Nahrung für den Hochmuth seines Vaters, der stolz darauf war,

diesen Schatz von Artigkeit und Impertinenz in die Welt einzuführen.

Es bestand damals in der sehr guten Gesellschaft in Paris, das was man die guten Väter nannte.

Dieß waren mehr oder minder junge Wittwer, witzige und vergnügenliebende Leute, schöne Spieler, lustige Lebemänner, welche in der Regel die angesehensten unterhaltenen Mädchen in Paris dutzten; diese jungen Väter, von dem an sich vortrefflichen Grundsatze ausgehend, daß nichts abscheulicher, in seinen Folgen unseliger sey, als die Knickerei, und daß die väterliche Tyrannei, welche, ihre Kinder aller Freuden, aller Freiheit in der Hoffnung beraubend, kleine Heilige daraus zu machen, nur böse Teufel daraus macht, diese jungen Väter affectirten dagegen die übermäßigste Toleranz, und oft sogar mehr als Toleranz.

So führte der Eine, Vater von zwei kleinen reizenden Mädchen von sieben oder acht Jahren, sie in's Theater, wohin zärtliche Bande ihn oft lockten, und die Anmuth, das kindliche Geplauder dieser kleinen Engel, waren die Wonne und Bewunderung der Schauspielerinnen.

In dem praktischen Erziehungsplane eines andern jungen Vaters lag es, die ersten Wechselbriefe seines Sohnes zu besitzen... Er nannte dieß: die Jungferschaft der Acceptation... Um dieß zu thun, erleichterte er ihm unter der Hand dem Anscheine nach furchtbar wucherische Anleihen, wovon er, der Vater, wohlverstanden, nicht den mindesten Vortheil zog, behauptend, daß ein junger Vater der geborene Gläubiger seines Sohnes sey.

Ein Anderer, mit der ganzen Ueberlegung, mit der ganzen Reife der Erfahrung, suchte, prüfte, würdigte... und wählte...in seiner väterlichen Sorgfalt...die erste Maitresse für seinen Sohn.

Ein Vierter hielt an dem unbeugsamen Grundsatze fest, sein geliebtes Kind vor Allem mit abscheulichem Weine zu berauschen, um ihm bei Zeiten, wie er sagte, einen tiefen, unüberwindlichen, heilsamen Abscheu einzuflößen vor dem schlechten Weine.

Zwei bis drei von diesen jungen Vätern, Leute vom besten und vornehmsten Stande, waren Freunde des Grafen Duriveau. Bereits sehr stolz auf die Artigkeit seines Sohnes, schien es ihm ein Gebot des feinsten Tones, in seiner Adelnachäffungssucht, ein junger Vater zu werden, wie jeder Andere; dieß roch auf eine Meile nach der Regentschaft; denn der Herr Marschall von Richelieu hatte es in seinen Beziehungen zu seinem Sohne, dem Herr von Fronsac, eben so gemacht.

Der Graf von Duriveau wurde daher bald unter jene jungen Väter von Paris gezählt, die sich die meisten Freiheiten herausnehmen; er setzte seinen Stolz darein, ...immer sein Stolz...Scipio die Söhne der andern jungen Väter verdunkeln zu sehen, so daß Scipio mit siebenzehn Jahren monatlich hundert Louisd'or als Taschengeld bezog, im väterlichen Hôtel eine abgesonderte Wohnung, sechs Pferde im Stalle des Grafen, und seinen Platz mit ihm in einer Männerloge in der Oper besaß, eine Loge, die das Recht des Eintrittes in die Coulissen verlieh.

Es bedarf keiner Erwähnung, wie sehr Scipio, mit

seinem reizenden Gesichte und mit seinen siebenzehn Jahren, in diesem wollüstigen Pandämonium gefeiert wurde, in welches sein Vater ihn feierlich einführte. Einige Monate nachher zählte der Jüngling die Zahl seiner gefügigen Maitressen; mit achtzehn Jahren hatte er seinen Mann geschickt im Duelle getödtet, wobei sein Vater seinen Secundanten machte, und gar oft überraschte der anbrechende Tag den Grafen und seinen Sohn inmitten eines tollen und lärmenden, von berüchtigten Wüstlingen belustigten Gelages.

So sonderbar dieses Erziehungssystem scheint, so muß man sich, wie wenig man auch die Welt kennen mag, folgendes gestehen:

Im Besitze der socialen Stellung nämlich, und des Vermögens des Vicomte Duriveau, werden unter hundert jungen, reichen und müßigen Leuten, neunzig, früh oder spät, mehr oder minder, das Leben führen, welches Scipio führte; nur werden sie dieses Leben, mit Hülfe wucherischer Hülfsquellen, ohne Wissen oder ungeachtet der strengen Vorstellungen ihrer Familien führen, nach deren Rücklaß es sie mit einer ein wenig vatermörderischen Ungeduld gelüstet.

Dieß zugegeben, wird man begreifen, daß es den jungen Vätern nicht an einem gewissen praktischen gesunden Menschenverstande gebrach, indem sie wenigstens trachteten, die jugendlichen Verirrungen, die sie nicht bewältigen konnten, selbst zu leiten und zu lenken.

Ohne Zweifel ist in den Augen der Denker das Mittel so viel werth, als das Uebel; ohne Zweifel ist es bedauernswerth, ungeheure Summen so vergeuden zu

sehen; ist es schmerzlich, in der ersten Blüte der Jugend so viele edle, so viele gute Neigungen, die sie charakterisiren, verwelken zu sehen; so oft in dieser verderbten Atmosphäre kostbare Intelligenzen verkümmern und zu Grunde gehen zu sehen; aber alle diese Uebel und noch viele andere, entspringen unvermeidlich aus dem Zustande der Dinge, welchen die Familie, das Eigenthum, und vorzüglich jene große Ungerechtigkeit herbeiführt: die Erbschaft.

Man denkt wohl, daß, in Folge des mehrjährigen Lebens als junger Vater, die väterliche Würde des Grafen und die kindliche Ehrerbietung des Vicomte sich außerordentlich umgestalten und vermindern mußten; aber dieser Abhang war zu jäh, dieser Strom zu ungestüm, um ihn wieder hinaufgehen zu können; gar oft wurde der hochmüthige Character, der energische Wille des Herrn Duriveau, durch das spöttische und ungezogene Phlegma seines Sohnes beherrscht; gar oft, vorzüglich seit einiger Zeit, und ungeachtet eitlen und verspäteten Bedauerns, hierin die Ehemänner aus guter Gesellschaft nachäffend, die, aus Besorgniß, eifersüchtig zu scheinen, Thränen und Schmach unterdrücken, spielte der Graf, das Lächerliche der Gerontokratie fürchtend, seine Rolle als junger Vater, das Lächeln auf den Lippen, die Wuth und den Schmerz im Herzen; aber er mußte sich in diese Rolle fügen; seit langer Zeit behandelte ihn sein Sohn mit einer ungezogenen, im gemeinschaftlichen Genusse nichtswürdiger Vergnügungen angemaßten Vertraulichkeit, mit einer Vertraulichkeit, über welche der Graf und seine Freunde anfangs viel lachten; jedes Gefühl von Will-

fährde, von kindlicher Ehrerbietung, mußte also im Gemüthe dieses Jünglings beinahe erstickt seyn.

Obgleich der Graf Duriveau bald fünfzig Jahre zählte, so schien er doch kaum vierzig alt, so sehr verkündeten seine hohe und schlanke Gestalt, seine ungezwungene Haltung, sein rascher Gang, Jugend, Kraft und Energie. Er hatte eine sehr braune Gesichtsfarbe, blendendweiße Zähne; das Kinn und die Nase waren ein wenig stark, die Augen sehr groß und sehr blau, die Augenbrauen, der Bart, die Haare noch beinahe gagatschwarz, ungeachtet seines Alters; man konnte regelmäßigere, angenehmere Züge treffen, als jene des Grafen Duriveau, aber es war unmöglich, einer ausdrucksvolleren, geistreicheren, kühner entschlossenen Physiognomie zu begegnen, und vorzüglich keiner, die eine unbeugsamere Willensmacht verrieth; daher flößte Herr Duriveau fast immer jene Zurückhaltung, jene Willfährde, jene Furcht ein, welche vollendete und stolze Charaktere gebieten; selten empfand man für ihn Gefühle der Zuneigung oder Sympathie.

Dennoch zeigte dieser so energische Mann eine entsetzliche Schwäche gegen seinen Sohn, und war so eben, bei dem Anblicke der einer wirklichen Gefahr so unerschrocken trotzenden Madame Wilson, an allen seinen Gliedern zitternd erblichen; in diesem Momente und während der ganzen Jagd, war der Graf Duriveau den geringsten Bewegungen der anmuthigen Wittwe mit einer Angst voll Zärtlichkeit und Sorgfalt gefolgt; fast nie wich sein besorgter, glühender, leidenschaftlicher Blick von

dieser bezaubernden Frau, und man errieth leicht, daß nur Anstand und Schicklichkeit ihn abhielten, die unwiderstehliche Herrschaft, welche sie über ihn ausübte, noch offener zu bethätigen.

Der Graf trug, wie sein Sohn, eine Kappe von schwarzem Sammet, einen kleinen scharlachrothen Ueberrock mit silbernen Knöpfen, ein weißes hirschledernes Beinkleid und Stulpstiefel.

Das Äußere des Vicomte bot den auffallendsten Contrast mit dem Aeußern seines Vaters; das männliche Gesicht des Herrn Duriveau, seine nervigen und behenden Bewegungen, offenbarten eine unglaubliche Fülle von Leben, Leidenschaft und Kraft; die Züge des Vicomte, von einer völlig weiblichen Zartheit und Regelmäßigkeit, schienen durch frühzeitige Ausschweifungen bereits verwelkt. Kaum zwanzig Jahre alt, war sein Gesicht, umschattet von seinem seidenzarten, und, wie seine Haare und sein keimender Knebelbart, blonden Backenbarte, bereits abgemagert, hohlwangig. Seit langer Zeit ersetzte die Blässe der Erschöpfung auf diesem hübschen, abgelebten Gesichte, das frische Colorit der Jugend. Seine sehr großen, sehr schönen, dunkelbraunen, aber mit tiefen Ringen umkreiseten Augen, weisen durch die scharfe Erhitzung der Nachtwachen und Orgien ein wenig geröthete Augenlieder; denn erst seit einigen Tagen hatte der Vicomte Scipio Paris verlassen, und in Paris galt dieser unglückliche Jüngling, durch den Grafen und die übrigen jungen Väter, Freunde des Grafen, ermuthiget, mit gutem Rechte für einen der Koriphäen dieses müßgen, verschwenderischen, ausdörrenden Lebens, dessen ganze Zeit

die unterhaltenen Mädchen, das Landsknecht, der Club, der Stall, die Tafel und der Ball Malbille ausfüllen; im verbotenen Tanze hatte Scipio nur zwei Wetteiferer, einen Pair von Frankreich, einen sehr geistreichen Diplomaten, und den Nestor des Cancan*) den großen Chicard.

Trotzdem brüstete sich der Vicomte Scipio, gegen diese Vergnügungen bereits, wie er sagte, abgestumpft zu seyn. In der That hatte er sich so oft und so lange durstlos mit den auserlesensten Weinen angefüllt, daß er sie jetzt fad und schal fand, und ihnen oft Branntwein vorzog... und zudem gepfefferten Branntwein, den Branntwein der Winkelkneipe. Er hatte sich dergestalt an die gemeine, verderbte Gesellschaft der Mädchen gewöhnt, die ihn in die Liebe eingeweiht hatten, und die er zu seinen Maitressen gemacht, daß er jener den Vorzug gab, die am meisten trank, am meisten rauchte, am meisten fluchte, und vorzüglich die seiner Verachtung am würdigsten war. Sie erwiederte ihm seine Schmähungen und seine Verachtung im Rothwälsch der Hallen, das er ebenfalls gelegentlich sehr geläufig sprach, und an allem dem ergötzte er sich sehr, aber immer mit einem eisigen Ernste, mit einem hochfahrenden Phlegma: die abgestumpften Leute lachen nie. Seine Sinne waren durch verfrühte Ausschweifungen, durch die entnervende Wirkung des Weines und der geistigen Getränke, beinahe getödtet

*) Ein seit einigen Jahren bei den untersten Ständen in Paris eingeführter, sehr freier Tanz. D. Ü.

worden. Dem Grafen Scipio blieben noch die fieberhaften Aufregungen des Landsknecht, der Wetten bei Pferderennen, oder gewisser schrecklicher Liebschaften, von denen man später sprechen wird. Dieser Jüngling zählte noch nicht einundzwanzig Jahre!

Diese Züge waren indessen, obgleich erschöpft, verwelkt, und ungeachtet ihres Gepräges von Unverschämtheit und Langweile... der Vicomte Scipio behauptete, nicht jung genug, und allzu abgestumpft zu seyn, um sich an der Jagd zu ergötzen... noch anmuthig; man konnte keine feinere, keine elegantere Taille sehen, als die seinige, kein verführerisches Ganze; daß war wenigstens der Gedanke der Tochter von Madame Wilson, Fräulein Raphaele.

Madame Melcy Wilson... eine geborene Französin, aber Wittwe des Herrn Stephan Wilson, eines amerikanischen Banquier... und Fräulein Raphaele Wilson, deren Ehrenwächter der momentan abwesende Herr Alcide Bumolard war, Bruder der einen und Onkel der andern dieser beiden Frauen, folgten, wie gesagt, der Jagd in Gesellschaft des Herrn Grafen Duriveau und seines Sohnes.

Hätte man nicht so oft die mythologische Vergleichung mit Juno und Hebe mißbraucht, so würden wir sie auf Madame Wilson und ihre Tochter anwenden; nicht als hätte Madame Wilson in ihren Zügen oder in ihrer Haltung etwas gezeigt, was im mindesten an die strenge Majestät der Königin des Olymps erinnerte; im Gegentheile war nichts pikanter, wir möchten sogar sagen, lebhafter, als das hübsche Gesicht von Madame Wilson,

obgleich diese verführerische Frau mit den azurblauen Augen, mit den schwarzen Haaren und der Atlaßhaut, eben ihr zweiunddreißigstes Jahr erreichte. Von Juno und Hebe sprechend, wollten wir nur den Unterschied schildern, der zwischen der Schönheit im Erblühen ihrer Reife, und zwischen der Schönheit in ihrer ersten und zartesten Blüte besteht; denn Raphaele, die Tochter von Madame Wilson, die sehr jung geheirathet hatte, zählte höchstens sechszehn Jahre.

Eben so lebhaft, beweglich und reizend die Physiognomie der Mutter war, eben so unschuldig und melancholisch war das Antlitz ihrer Tochter. Nie haben sich die wolkigen englischen Vignetten, nie der aristokratische Pinsel von Lawrence, einem so reizenden Ideale genahet. Welches Colorit hätte die durchsichtige Bläffe von diesem so zartrosigen Teint darzustellen vermocht, das Kornblumenblau dieser großen lebhaften und zugleich sanften Augen, die schimmernde Weiße dieser anmuthigen Stirne, umrahmt von kastanienbraunen, so geschmeidigen und zugleich so zarten, so natürlich wogenden Haaren, daß Raphaelens Haarputz keine Spur von jener leichten Unordnung zeigte, welche gewöhnlich die Erschütterung eines langen Rittes verursacht. Die elastischen Locken ihres Haares umflatterten ihr reizendes Antlitz so leicht, wie ihr kleiner, auf der Seite über den schwarzen Filz ihres Mannshutes gestülpter Schleier von grüner Gaze.

Unter dem eleganten Mieder des Reitkleides von schwarzem Tuche, das Madame Wilson und ihre Tochter trugen, trat ihr Wuchs, auf verschiedene Weise reizend, entzückend schön hervor, schlanker, geschwungener,

man könnte sagen... keuscher, bei Raphaele,... üppiger, wollüstiger ausgeprägt bei ihrer Mutter.

Der Schnitt ihres Gewandes machte diesen Unterschied noch merkbarer; so ließ das Mieder von Raphaele, aufwärts bis zum Halse streng geschlossen, nur einen kleinen Kragen sehen, gefältelt, und zurückgehalten durch eine schmale seidene Cravate, himmelblau, wie die Azuraugen des jungen Mädchens, während das Mieder der Madame Wilson, vorne westenförmig offen, obwohl dicht an die Taille geschmiegt, ein kleines, sehr blasses, isabellfarbenes Gilet mit goldenen Knöpfen enthüllte, welches kleine kokette, ein wenig geöffnete Gilet, ein batistenes, mit zwei Rubinen über elastischen und prallen Umrissen geschlossenes Chemisett zu gewahren vergönnte; endlich zur Vervollständigung dieser eben so leichten als bedeutungsvollen Trachtschattirungen, stülpte sich der Mannskragen, welchen Madame Wilson trug, über eine Cravate von purpurfarbener Seide, von einem minder dunklen, minder reichen, minder lebhaften Purpur, als jener ihrer lächelnden und liebreizenden Lippen war.

Nach Ueberschreitung des gefährlichen Hindernisses, dessen wir erwähnten, zeigte die Physiognomie der Mutter und der Tochter, einen verschiedenen Ausdruck: zunächst über die Gefahr erschrocken, welcher ihre Tochter trotzte, betrachtete sie Madame Wilson, als sie dieselbe in Sicherheit sah, mit der ganzen Freude, mit dem ganzen Stolze mütterlicher Zärtlichkeit, während Raphaele, gegen die überstandene Gefahr gleichgültig, beharrlich Scipio's zerstreuten Blick suchte.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß der Graf Duri-

veau und sein Sohn sich nicht minder entschlossen zeigten, als Madame Wilson und ihre Tochter; Beide setzten, in geringer Entfernung von einander, über den umgestürzten Baum: der Vater mit dem ungestümen Feuer seines Charakters, der Sohn mit einer Art von geringschätziger Nachlässigkeit, die nicht ohne Anmuth war, denn er ritt vortrefflich. Er trieb sogar die Großsprecherei so weit, den raschen Moment zu wählen, wo sein Pferd, das er mit der linken Hand lenkte, über das furchtbare Hinderniß sprang, um mit der rechten Hand die Cigarre aus dem Munde zu ziehen, und unbekümmert eine bläuliche Rauchgarbe in die Luft wirbeln zu lassen.

Wäre diese Prahlerei durch die Anwesenheit von zwei reizenden Frauen veranlaßt, und mit dem tollen Muthwillen der Jugend vollzogen worden, so hätte sie jenen, von Allem, was glänzend, plötzlich, verliebt und kühn ist, unzertrennlichen Zauber gehabt; aber als ein abgestumpfter Mann, setzte Scipio seinen Stolz darein, in Allem, überall und vor Allem, Kaltblütigkeit und Geringschätzung zu zeigen, daher blieben seine Züge unempfindsam, während ihn Madame Wildson und ihre Tochter über eine so muthige Geistesgegenwart beglückwünschten.

Der Graf, über dieses Benehmen seines Sohnes ungehalten, wählte einen Moment, wo er von Madame Wilson und ihrer Tochter weder gesehen noch gehört werden konnte, und sagte ganz leise mit einem anscheinend herzlichen und vertraulichen Tone, der aber ein lebhaftes, durch die Gegenwart der beiden Frauen, und durch seine gewöhnliche Toleranz eines jungen Vaters, kaum verhaltenes Mißvergnügen verbarg:

„An was denkst du, Scipio? Du bist sogar mit dem Fräulein Wilson nicht artig, und doch...“

„Ah! weißt Du, daß Du da ein drolliges Gewerbe betreibest?“ antwortete Scipio, seinen Vater unterbrechend, und eine zweite Cigarre anzündend, — „es ist wahr, daß es für den guten Zweck geschieht... aber gerade dieß macht es von Deiner Seite unverzeihlich, o unglücklicher Urheber meiner Tage, der Du bist...“

Und Scipio schleuderte unbekümmert sein erloschenes Cigarrenendchen weg.

So gewöhnt er an diese, leider von ihm ermuthigte, kaltblütige Spötterei war, so konnte doch Herr Duriveau in diesem Momente und aus wichtigen Gründen, den Zorn nicht bewältigen, den diese Antwort ihm verursachte, und sagte zu seinem Sohne, immer noch mit leiser Stimme, aber mit einem festen und kurzen Tone:

„Genug der Scherze, ich spreche sehr ernsthaft mit Ihnen; Ihr Betragen ist unerhört; heute Abend werden wir sprechen, und...“

„Hören Sie doch, Madame Wilson,“ rief der Vicomte, ohne seine Cigarre wegzuthun, und seinen Vater von Neuem unterbrechend.

„Was wollen Sie, Scipio?“ fragte die hübsche Wittwe, zur größten Angst des Grafen sich umwendend.

„Wenn Sie Papa in seinem vollen Glanze sehen wollen, so bitten Sie ihn nur, Ihnen eine Rolle als edler Vater zu spielen... darin ist er prächtig.“

Ein steigender Aerger und Zorn verzerrte die Züge des Herrn Duriveau; aber sein Gesicht wurde nothwen=

digerweise bei dem ersten Blicke von Madame Wilson wieder lächelnd, die dem Vicomte heiter antwortete:

„Und Sie, mein lieber Scipio, spielen zum Entzücken und nach der Natur die Rollen junger Thoren... Doch sehen Sie, da kommt unser Ehrenwächter; er wird Sie nöthigenfalls an die volle Achtung erinnern, die Sie einer Frau von meinem Alter schulden, Wildfang, der Sie sind!“

Dann zu einer neuen Person sich wendend, fügte Madame Wilson bei:

„Vorwärts, vorwärts ... kommen Sie doch, mein Bruder! ...“

Die beiden Frauen und die beiden Jäger hatten sich, wie gesagt, auf der andern Seite des Baumstammes wieder vereiniget, umgeben von immer noch fährtelosen Hunden, in dem Momente, da Herr Alcide Dumolard, Bruder der Madame Wilson jenseits des Hindernisses erschien.

Herr Alcide Dumolard, Wittwer von Madame Dumolard, eine Wittwerschaft, die er sehr munter ertrug, zählte vierzig Jahre, hatte ein bartloses Gesicht, und war unförmlich quabbelförmig. Nichts vermöchte eine richtigere Vorstellung von diesem breiten Gesichte mit schlumpenden Wangen, erloschenen und fettumrahmten Augen, schmalem Schädel, zu geben, als jene Mandarinengesichter mit blassen und aufgedunsenen Wangen, mit geplätteten und verwischten Zügen, die man auf den chinesischen Vasen sieht; der unermeßliche Bauch und die ungeheuern Hüften des Herrn Dumolard, welcher Rücken und Schmerbauch von gleicher Masse besaß, drohten in jedem Augen-

blicke die Knopflöcher seines kurzen scharlachrothen Ueberrockes zu zersprengen; kurz, es gab nichts Groteskeres, als dieses feiste und breite Gesicht, das nach allen Seiten eine kleine, auf das Schädeldach gestülpte Jagdkappe von schwarzem Sammet überquoll. Herr Dumolard ritt klüglich einen braunen Wallachen von herkulischer Kraft, gegliedert wie ein Brauerpferd, wesentliche Eigenschaften, wenn es sich für einen armen Vierfüßler darum handelt, von einer Art von Mastodon*) geritten zu werden.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß Herr Alcide Dumolard gebührend und bescheiden vor dem umgestürzten Baume anhielt, und der Vicomte Scipio rief ihm mit impertinentem Phlegma zu:

„Nun, Dumolard, frisch, setzen Sie doch hinüber, mein Dicker! . . . Fürchten Sie sich nicht, Sie sind immer sicher, auf eine weiche und quabbelige Matratze zu fallen! . . .“

„Hinübersetzen . . . da? Gehen Sie doch, dieß sind Spiele, die man nicht spielt, mein Liebster, wenn man fünfzigtausend Thaler Einkünfte hat,“ antwortete der dicke Mann, indem er mit wichtiger Miene seine Wangen aufblies, und mit dem Blicke einen minder waglichen Durchgang suchte.

„In wie ferne verhindern Ihre fünfzigtausend Thaler Einkünfte Sie hinüberzusetzen?“ fragte Scipio mit kaltem Hohnlächeln, „es sey denn, daß Ihr Vermögen Sie so schwerfällig und so aufgebläht macht. Sie sind also

*) Ein ungeheures Säugethier, das man nur noch in fossilem Zustande findet. D. Ü.

mit Goldbarren ausgestopft, mit Banknoten gepolstert?"

„So schweigen Sie doch," rief der dicke Mann mit besorgter Miene aus, „Sie treiben da einen sehr schlechten Spaß. Wie mögen Sie mitten in diesem Walde, in dieser Heimath von Wölfen und Hungerleidern laut rufen, daß ich mit Banknoten gepolstert sey! Wenn man Sie hören würde, so könnten Sie zu meiner Ermordung Anlaß geben."

Dann wendete sich Dumolard zum Piqueur, der so eben auf der andern Seite des Baumes zu seinen Hunden wieder gekommen war, und rief ihm zu:

„He, mein Wackerer, werde ich keinen andern Durchgang finden? Ich mag mir den Hals nicht brechen!"

„Reiten Sie am Dickichte links hin, mein Herr," antwortetete der Jäger; „zwanzig Schritte von hier schlagen Sie dann einen kleinen Fußpfad ein, der sie hierher führen wird . . ."

„Einen kleinen Fußpfad!—" äußerte Scipio; „Sie sind verloren, Sie können nicht durch . . . mein Dicker; Sie dürfen sich nur auf große Landstrassen wagen."

Herr Dumolard zuckte die Achseln, wendete das Pferd, und folgte der Angabe des Piqueur's.

Wir wollen nun berichten, was daraus entstand, daß die Meute auf etwa zweihundert Schritte von der Höhle Bête-Puante's die Fährte verloren hatte.

Fünftes Kapitel.

Lumineau.

Immer stumm und spürend durchrannten die Hunde in allen Richtungen jenen Theil des Waldes, wo der Wildschütze die Fährte des Fuchses unterbrochen hatte; der alte Piqueur war wieder zur Meute gekommen; durch die Gegenwart seines Gebieters und der Personen angeeifert, die diesen begleiteten, durchritt er aufmerksam die Einschließung, auf seinem Pferde gebückt, den Kopf bodenwärts gesenkt, indem er die Fährte wieder zu sehen suchte, und seine Hunde mit den herkömmlichen Worten ermuthigend:

„Such verloren, meine kleinen Bursche, such verloren. . . meine Herzchen!“

Der Graf Duriveau, selbst ein sehr guter Jäger, auch in seinen Vergnügungen die Gluth und das Stürmische seiner Gemüthsart bethätigend, aber vorzüglich über diese Gelegenheit vergnügt, den ihm durch Scipio's Benehmen veranlaßten Aerger zu verbergen, hatte sich von Madame Wilson und ihrer Tochter entfernt, und half seinem Piqueur, die Hunde mit lauter Stimme anfeuernd.

Während der Graf diese fieberhafte Thätigkeit entwickelte, die ihn charakterisirte, ergötzte sich Scipio, nachlässig auf dem Sattel zurückgelehnt, sein linkes Bein schaukelnd, damit, den Stahl seines Spornes auf dem Stahle seines Steigbügels klirren zu lassen, den er bis zum Riste gleiten ließ, die leichten Rauchwirbel betrach-

tend, die er mit seiner Cigarre formte, weder zu Madame Wilson noch zu ihrer Tochter, neben welcher er eben hielt, auch nur ein einziges Wort sprechend.

Einen Moment benützend, da ihre Mutter, durch die verschiedenen Zwischenfälle der Jagd interessirt, den Kopf abwendete näherte Raphaele ihr Pferd jenem Scipio's, und fragte ihn, tiefbetrübten Gesichtes, mit leiser und zitternder Stimme:

„Scipio, was haben Sie gegen mich?"

„Nichts," antwortete der Vicomte, fortwährend den leichten Ringelchen bläulichen Rauches seiner Cigarre in die Luft nachschauend.

„Scipio," fragte das junge Mädchen wieder mit bewegter, flehender Stimme, mit großer Mühe die Thränen verhaltend, die ihr in die Augen traten, „Scipio, warum diese Kälte . . . diese Härte? . . . Was hab' ich Dir gethan? . . .

„Nichts," antwortete der Vicomte mit dem nämlichen geringschätzigen Phlegma.

„Lesen Sie dieß, und vielleicht werden Sie Mitleiden haben," versetzte das junge Mädchen, indem sie hastig in Scipio's Hand ein kleines Billet steckte, welches sie seit einigen Augenblicken aus ihrem Handschuhe hervorgezogen hatte.

Der Vicomte steckte das Billet nachläßig in seine Gilettasche, erhob, als er sah, daß Raphaele noch weiter mit ihm sprechen wollte, die Stimme, und rief aus, zu Madame Wilson gewendet, die eben mit aufmerksamer Neugier den Bewegungen der Hunde folgte:

„Sagen Sie doch, Madame Wilson, finden Sie die

Jagd sehr unterhaltend? Gestehen Sie, daß sie ein Conventionsvergnügen ist, wie die Oper und die... Heirathen aus Liebe."

Kaum hatte Scipio diese Worte ausgesprochen, als Raphaele schnell und wie aus Zufall, über ihr Antlitz den kleinen grünen Schleier herabließ, der an ihrem Mannshute flatterte, so daß Madame Wilson, als sie sich umwendete, um dem Vicomte zu antworten, die Thränen nicht gewahrte, die aus den Augen ihrer Tochter quollen.

Während der Jagd hatte Madame Wilson, ungeachtet ihrer Lustigkeit, ihrer scheinbaren Lebhaftigkeit, oft und aufmerksam Scipio verstohlen angeschaut; daher wurde das Antlitz der jungen Wittwe bisweilen von Erstaunen, und selbst von einer unbestimmten Besorgniß verdüstert, von der achtungslosen Zerstreutheit befremdet, mit welcher der Vicomte Raphaelen behandelte. Dann, ohne Zweifel in Folge einigen Nachdenkens, heiterte sich die Stirne der Madame Wilson auf, und mit einem fein spöttischen Lächeln hörte sie die sonderbare Frage des Vicomte an:

„Sagen Sie doch, Madame Wilson, finden Sie die „Jagd sehr unterhaltend? Gestehen Sie, daß sie ein „Conventionsvergnügen ist, wie die Oper und die . . . Heirathen aus Liebe."

„Ich wette, mein lieber Scipio," antwortete die hübsche Wittwe lachend, „daß es Sie mit zwölf Jahren, anstatt daß Sie sich mit einem von jenen artigen runden Leibchen, die den Kindern so gut stehen, nach einem abscheulichen Rocke gelüstete, um auszusehen wie ein kleiner Herr."

Ungeachtet seiner Zuversicht wurde Scipio durch diese Antwort auf seine anmaßliche Frage ein wenig aus der Fassung gebracht, erwiederte aber dennoch mit seinem gewöhnlichen Phlegma:

„Ich begreife nicht, meine liebe Madame Wilson."

„Mein Gott! das ist sehr einfach, mein lieber Scipio, das verhätschelte Kind, welches mit zwölf Jahren einen Werth darauf legt, ein kleiner Herr zu scheinen, will mit zwanzig Jahren für einen abgestumpften Mann gelten."

Dieß war ein empfindlicher Angriff auf den Anspruch Scipios, auf einen bei ihm durch die Gewohnheit, ihn zu affectiren, gerechtfertigten Anspruch, (das Gesicht behält zuletzt den Eindruck einer zu lange getragenen Maske), und auch durch den Mißbrauch entwürdigender Vergnügungen.

Der Vicomte versetzte, seinen Aerger verhehlend, mit verdoppelter Kaltblütigkeit und Sorglosigkeit:

„Ah pah! ich spiele die Rolle eines abgestumpften Mannes?"

„Ja, und Sie spielen sie sehr schlecht für die Kenner, mein armer Scipio; aber leider . . . allzu gut . . . für die armen harmlosen Zuschauer."

Und Madame Wilson, nach einem rührenden Blicke auf ihre Tochter, fuhr fröhlich fort, überzeugt, Raphaelen bald zu beruhigen, deren Traurigkeit sie oft bemerkt hatte.

„Gehen Sie, gehen Sie, mein lieber Scipio, glauben Sie nicht, sich für einen alten ausgeben zu können, während Sie doch jung sind; diese Affectationen bleiben auf der Oberfläche. Sie benehmen sich nach dem Zeit-

gebrauche der Mode ... weiter nichts ... So sonderbar ... so ... pah! eine alte Frau darf Alles sagen ... so lächerlich er seyn mag, es wird Ihnen nie gelingen, sich zu entstellen ... Vergebens nennen Sie: die Jagd Conventionsvergnügen ... Sie riskiren, den Hals zu brechen, indem Sie Ihren Hunden folgen ... Die Heirath ... aus Liebe — Conventionsvergnügen ... Doch nein, antworten wir ihm hierüber nicht, Raphaele ... —" Und Madame Wilson wendete sich fröhlich zu ihrer Tochter, deren entzückendes Antlitz sich bei den Worten ihrer Mutter bereits wieder aufheiterte, — „nein, antworten wir ihm nicht; wir würden zu prahlerisch erscheinen... Die Oper — Conventionsvergnügen ... und wenn Madame Stoltz singt, wenn Mademoiselle Carlotta tanzt, wenn Mademoiselle Basquine singt und tanzt zugleich ... sind Ihre Vorbühnen in Aufruhr, in Flammen ... in Euern Ausbrüchen rasender Bewunderung dieser beiden Wunder an Talent und Grazie, und vorzüglich der Mademoiselle Basquine, Gazelle und Nachtigall zugleich, hörte man Glaçehandschuhe krachen, sah man die Falten gar mancher Cravatten sich entfugen ... Und Ihr nennt Euch Abgestumpfte!"

Als Madame Wilson den Namen der Mademoiselle Basquine ausgesprochen hatte, beseelte ein sonderbarer Ausdruck flüchtig Scipio's Züge; es war ein Gemisch von Ironie, verhaltenem Hochmuthe und kühner Herausforderung.

Mit einem durchdringenden Blicke auf Madame Wil-

son, fragte sie Scipio mit einem unstörbaren Phlegma, und ohne seine ewige Cigarre wegzuthun:

„Warum halten Sie mich nicht für verliebt in Mademoiselle Basquine?“

„Sind abgestumpfte Leute verliebt? Sehen Sie doch, wie schlecht Sie Ihre Rolle spielen! . . . .“ antwortete Madame Wilson lachend; dann, das Gepräge eines sanften Ernstes in ihren Zügen, fuhr sie mit wohlwollender und überzeugter Stimme fort: „Sprechen wir dießmal ernsthaft, mein lieber Scipio; ja, ich halte Sie für abgestumpft . . . und ich bin darüber entzückt; ja, ich halte Sie für abgestumpft . . . aber abgestumpft gegen alle falschen Vergnügungen, gegen alle täuschenden Genüsse! daher glaub' ich, weiß ich, daß, was gut, aufrichtig, edelmüthig, zartsinnig, erhaben ist, für Sie jenen unwiderstehlichen Zauber der Wahrheit im Guten und Wahren haben muß und hat; jenen hinreißenden Zauber, der Sie für immer nur an Gegenstände ketten wird, die eines Mannes von Herz und Geist, wie Sie, würdig sind. Doch da kommt Ihr Vater,“ fügte Madame Wilson heiter bei, „sagen Sie ihm nicht, Unbesonnener! daß ich so eben als edle Mutter mit Ihnen gesprochen habe.“

Und sie wendete sich zu Herrn Duriveau, der sich ihr nahte, mit der Frage:

„Nun denn, mein lieber Graf, wie steht's mit der Jagd?“

„Ich brauche mich nur noch bei Ihnen zu entschuldigen, Madame, daß ich Sie bewog, einer Unterhaltung beizuwohnen, die so schlecht endet.“

„Wie so?“

„Wir müssen darauf verzichten, unsern Fuchs zu fangen.“

„Warum?“

„Weil leider die Hunde die Fährte verloren haben, und es unmöglich ist, sie wieder zu finden.“

„Und die Jagd ist verfehlt?“

„Ja, Madame, die Meute verliert den Fuchs auf dieser Seite des Baumstammes; . . . wir thaten alles Mögliche, die Fährte wieder aufzuspüren . . . vergebens; wir durchwühlten sogar die Umgebungen dieses Baumes, vermuthend, daß er vielleicht den Schlund eines Baues verberge . . . Alles war fruchtlos; es ist unbegreiflich.“

„Trösten Sie sich, Herr Duriveau,“ versetzte Madame Wilson heiter . . . „es wird uns immerhin das genossene Vergnügen bleiben.“

„Und wenigstens die Hoffnung, das Ende des Tages mit Ihnen zu verleben, denn jedenfalls werden Sie mit dem Fräulein Raphaele und Dumolard, in Gesellschaft von einigen unserer Nachbaren, in Tremblay diniren, nicht wahr?“

„Auserwählt unter den einflußreichesten Wählern der Gegend, dessen bin ich gewiß,“ äußerte Madame Wilson lächelnd, „denn ich kenne Ihre ehrgeizigen Pläne; gut, ich werde mir bei denselben Mühe geben, um alle ihre Stimmen für Sie zu gewinnen; setzen Sie mich neben den Störrigsten, und Sie werden sehen . . .“

„Ich zweifle an Ihrer Macht nicht,“ unterbrach sie der Graf ebenfalls lächelnd, „wenn Sie meine Sache vertreten, so ist sie gewonnen . . . Auf! Adieu, Jagd!

Wir brauchen nur mehr an den Kreuzweg zu reiten, wo Ihr Wagen Sie erwartet. Voran, Latrace, koppele Deine Hunde wieder . . ."

„Wohlan, mein Kind, wir geben die Jagd auf," sagte Madame Wilson, zu Raphaelen sich wendend, welcher sie sich wieder näherte, und mit der sie einen Augenblick leise sprach, daher das Gesicht des jungen Mädchens bald wieder völlig glücklich und lächelnd wurde.

In diesem Momente ritt Herr Alcide Dumolard, der höchst vorsichtig den Gang seines Pferdes bedeutend mäßigte, nach einem übrigens ziemlich langen Umwege in die Einschließung, und sagte mit einer geheimnißvollen Miene zum Grafen Duriveau:

„Was bedeutet denn dieser Trupp von mit großen Gabeln und Stöcken bewaffneten Leuten, die hierher kommen, von Zeit zu Zeit eine Art Signalschrei ausstoßend?"

„Ich weiß gar nichts davon, mein lieber Dumolard," antwortete der Graf ziemlich erstaunt.

Der alte Piqueur wagte es, zu seinem Gebieter sich wendend, der ihn mit dem Blicke zu fragen schien, schüchtern zu sagen:

„Es sind Ortsleute, Herr Graf; sie leisten dem Herrn Beaucadet und seinen Gendarmen bewaffnete Beihülfe."

„Bewaffnete Beihülfe? Und wozu?" fragte der Graf immer erstaunter.

„Um einen sehr gefährlichen, aus dem Gefängnisse zu Bourges entsprungenen Mörder zu umstellen, der seit gestern in diesem Walde versteckt ist."

„Ein Mörder! In diesem Walde versteckt, worin wir sind?" rief Herr Dumolard aus.

„Ja, mein Herr," antwortete der Piqueur. „Diesen Morgen noch sahen ihn Holzhauer von weitem, und ..."

Aber der Piqueur unterbrach sich plötzlich, und entfernte sich einige Schritte weit, indem er einem fernen Laute zu lauschen schien.

„Wie! Ein gefährlicher Mörder!" rief Alcide Dumolard aus, den ein rückwärts schauender Schrecken immer mehr durchbebte. „Und ich, der ich eben erst ganz allein war, konnte ihm begegnen ... Und dieser Scipio rief ganz laut, daß ich mit Banknoten gepolstert sey ... Das ist ein verfluchter Spaß!"

„Schweigen Sie doch, mein Lieber," sagte der Graf, die Achseln zuckend, zu ihm, „es ist nicht die mindeste Gefahr vorhanden, und Sie würden Ihre Frau Schwester erschrecken, die zum Glücke mit ihrer Tochter spricht, und nichts gehört hat."

„Herr Graf!" rief plötzlich Latrace nach einem wiederholten langen und aufmerksamen Horchen aus, — „Herr Graf, noch ist nicht alle Hoffnung verloren ..."

„Was sagst Du?"

„Lumineau gibt Laut."

„Ich höre nichts ... Weißt Du es ganz gewiß?"

„O! ganz gewiß ... das ist der König der Hunde; er wird, wie immer, große Vorsprünge von einer halben Meile gewonnen haben ... Da, Herr Graf, hören Sie?"

„Wirklich," erwiederte der Graf, ebenfalls lauschend, „ja ... ich höre ihn; aber auf welcher Seite ist er?"

„Zweihundert Schritte von hier, der kleinen Lichtung zu, neben den Felsen."

„Ah! meiner Treue, meine Damen," sagte der Graf, den beiden Frauen sich nähernd, „das ist eine seltsame Glücksrückkehr: eben erst waren wir hoffnungslos, jetzt hegen wir wieder gute Hoffnung; wenn wir unsern Fuchs fangen, so wird es ein wahrhaftiges Wunder, und der Zauberer jener wackere Lumineau seyn."

„Er wirkt nie andere," bemerkte der alte Jäger.

Und er galoppirte durch den Wald der Lichtung zu, in deren Nähe die Höhle des Wildschützen sich befand.

„Es gibt nichts Lieblicheres, als jene Hoffnungen, die plötzlich auf die Hoffnungslosigkeit folgen," äußerte Madame Wilson mit einem Blicke des Einverständnisses auf ihre Tochter. „Auf, mein lieber Graf, sehen Sie, ob der wunderbare Lumineau, wie man ihn nennt, das von ihm verlangte Wunder vollbringen wird."

Und als Madame Wilson ihr Pferd in Galopp gesetzt hatte, folgte der Reiterzug in einem breiträumigen Hochwalde der vom Piqueur eingeschlagenen Richtung.

Nur Herr Alcide Dumolard blieb bald zurück, denn man mußte ein Pferd gewandt lenken, um schlängelnd durch einen Hochwald von ungeheuren, schachbrettförmig gepflanzten Föhren zu kommen. Herr Alcide Dumolard machte keinen Versuch, von seinem Pferde diesen Beweis schlängelnder Geschmeidigkeit zu verlangen, und begnügte sich, den andern Jägern bald im Schritte, bald im kurzen Trabe von Ferne zu folgen. Da jedoch Herr Alcide Dumolard, ungeachtet seiner Anstrengungen, die Entfernung von seinen Gefährten immer größer werden sah, so fühlte er sich von einer grimmigen Furcht befallen; denn der Gedanke an diesen gefährlichen Mörder, den

man in diesem Walde umstellte, tauchte unaufhörlich wieder in seinem Geiste auf.

„In einem verzweifelten Momente ist ein solcher Räuber Alles fähig; ein Unglück ist so bald geschehen ... diese Wälder sind so öde! ..." murmelte der dicke durch die Bäume trabende Mann, so rasch es seine Vorsicht ihm gestattete ... „Und dieser Duriveau, der dieß weiß, und der reitet, reitet, reitet ... ohne sich um mich zu bekümmern ... Was gibt es doch für selbstsüchtige Menschen! ... Und sein Sohn, der laut ruft, daß ich mit Banknoten gepolstert sey ... Zum Glücke seh' ich noch ... dort unten ... meine Leute ... durch die Bäume hindurch. Diese rothen Kleider sind so sichtbar, daß sie den Weg weisen."

Also sprechend, benützte Herr Dumolard, vom Schrecken und von der Hoffnung getrieben, die andern Jäger einzuholen, eine zugänglichere Stellung der Bäume, und setzte sein Pferd in Galopp.

„Ah!" ... ich nahe mich ihnen wieder ... endlich," sagte er, vor Gemüthsaufregung pustend. „Ich will ihnen rufen; sie werden mich erwarten."

Und immer galoppirend, um seinen Abstand nicht zu verlieren, rief Herr Dumolard aus:

„Meine Schwester ... Melcy ... warte auf mich! ..."

Ohne Zweifel hörte Madame Wilson die athemlose Stimme ihres Bruders nicht, denn ihrer voranreitenden Tochter folgend, verschwand sie gerade im Momente dieses Zurufes auf einem Seitenwege, da ein sehr dichtes und unzugängliches Dickicht dem Hochwalde folgte.

„Duriveau! . . . warten Sie doch auf mich . . . zum Teufel!" rief Dumolard aus vollem Halse.

Der Graf Duriveau verschwand, und sein Sohn hinter ihm.

„Das ist eine abscheuliche Unbekümmertheit," rief Dumolard mit eben so viel Bitterkeit als Schmerz aus; „aber, Gott sey Dank, ich sehe den Weg, den sie einschlugen . . . Sie haben sich links gewendet, und . . ."

Herr Dumolard konnte nicht fortreden; sein in kurzen Galopp gesetztes Pferd blieb plötzlich stehen, auf seine Kniekehlen zurückprallend; die Gegenwirkung dieser unerwarteten Bewegung war so heftig, daß Herr Dumolard, über seinen Sattelbogen geschleudert, beinahe über den Kopf seines Pferdes hinausgeflogen wäre.

Er setzte sich fluchend wieder in den Sattel, und erblickte die Ursache, die so plötzlich den Galopp seines Pferdes unterbrochen hatte; es handelte sich um einen breiten, völlig hergestellten Reinigungsgraben von acht Fuß Breite mit hohen gedehnten abschüssigen Rändern, und sieben Fuß Tiefe; dieser Graben durchschnitt den Hochwald seiner ganzen Breite nach.

Bei dem Anblicke dieses breiten klaffenden Schlundes, der seinen Weg unterbrach, bemächtigte sich die Verzweiflung des Herrn Dumolard; er bemerkte an der Abdachung des Randes den Eindruck der Hufe von den Pferden der andern Jäger, welche dieses Hinderniß überschritten hatten. Herr Dumolard konnte nicht mehr hoffen, sie einzuholen; er hätte den Tod dem Versuche des furchtbaren Sprunges über den Graben vorgezogen. Umkehren hieß noch mehr von den Jägern sich entfernen,

und schon neigte die Sonne sich sichtbar: es war in den kurzen Tagen der Tag- und Nachtgleiche, wo die Nacht dem Tage fast ohne Uebergang folgt.

„Dieß heißt mich der Gefahr preisgeben, von diesem Banditen ermordet zu werden,“ äußerte Herr Dumolard seufzend. „Zudem fallen diese verfluchten rothen Röcke so in die Augen . . . Er wird mich auf eine Meile weit erblicken . . . aber das ist gräßlich . . . Rufe ich um Hülfe . . . so locke ich den Räuber herbei, wenn er hier herum ist . . . Nun, ich will am Graben hinreiten . . . sein Rand kann in einen Fußpfad ausmünden.“

Und Herr Dumolard folgte erbärmlich der Böschung des Grabens bis zu einer Stelle, wo er eine Biegung machte, einen undurchdringlichen Eichenschlag entlang; denn in diesen düstern Wirrwar von gekreuzten, ineinandergeschlungenen Zweigen sich zu wagen, wo kein gebahnter Weg war, dünkte dem Herrn Dumolard fast eben so schrecklich, als über den ungeheuern Graben zu setzen, denn um in ein solches F o r t zu dringen, muß man sich dem Instinkte und der Gewandtheit seines Pferdes überlassen, den Kopf senken, ihn mit seinem Elbogen schützen, und blindlings fortreiten.

Ungeachtet des Schreckens, den ihm dieses Auskunftsmittel verursachte, wählte Herr Dumolard, als er die Nacht anbrechen sah, und erwog, daß, wenn er so bliebe, in diesem lichten Hochwalde herumschweifend, sein verfluchtes rothes Kleid ihn vielleicht fernhin bemerkbar machen, und den Räuber ihm auf den Leib locken könnte, von zwei Uebeln das geringste, und versuchte, eine Oeffnung in den Schlag zu lichten, in der Hoffnung, die

Jäger einzuholen; bald vernahm man in dieser Einschließung ein eben so entsetzliches Krachen der Zweige, wie wenn ein Eber durch dieses dichte Gebüsch gebrochen wäre.

Ueberlassen wir Herrn Dumolard den Zufällen seines Versuches, und erklären wir kurz das Wunder, welches man von jenem berühmten Hunde erwartete, bei dessen Laute die Jäger in der Richtung der Höhle des Wildschützen fortgezogen waren.

Nachdem, wie die andern Hunde der Meute, der treffliche Lumineau nach allen Richtungen hin vergebens versucht hatte, die Spur des Fuchses wieder zu finden, verfiel er, durch die Erfahrung gewitziget, von seinem wundersamen Instinkte geleitet, auf die logische Schlußfolgerung: daß, da der Fuchs oft listig genug sey, ungeheure Sätze zu machen, um seine Fährte zu unterbrechen, und somit rechtschaffene Jagdhunde in Verlegenheit zu bringen, die nur der Ehre wegen jagen, ihren Ehrgeiz darauf beschränkend, den Fuchs zu fangen und zu erwürgen (indem ihr Fleisch ihnen einen unüberwindlichen Widerwillen einflößt), . . . diese wackeren Hunde, um die Spuren des Verräthers wieder zu finden, der denn doch nicht in der Luft konnte verschwunden seyn, nach und nach von der Stelle sich entfernen müßten, wo sie seine Fährte verloren, und zwar immer größere Kreise beschreibend, wohl überzeugt, auf solche Art die Fährte des Flüchtlings aufzuspüren. In der That mußte der Fuchs, ungeachtet der ungeheuren zwei bis drei Sprünge, mittelst welcher er seine Fährte unterbrach, seinen ge=

wöhnlichen Gang wieder einhalten, und zur Rechten oder Linken, diesseits oder jenseits der Stelle, wo seine Fährte unterbrochen wurde, seinen Weg fortsetzen. Nun aber mußte das kreisförmige und fortschreitende Spüren der Hunde, einen immer ausgedehnteren Umfang gewinnend, unfehlbar an einer gewissen Stelle zu der Fährte des Thieres als Durchgangspunkt führen.

Dieses Manoeuvre nennt man in der französischen Jägersprache die großen Vorsprünge und die Rücksprünge machen.

Alsogleich diese vortreffliche Theorie anwendend, und den gemeinen Troß der Meute verlassend, der vergebens an der nämlichen Stelle suchte und wieder suchte, beschnüffelte Lumineau flüchtig den Boden, begann in immer weiteren Kreisen zu galoppiren, und kam so zuerst zur Lichtung, durch die er eilte, dann zu den Felsen, zwischen denen sich die mit Steinen und Brombeersträuchen beladene Fallthüre befand, die den Eingang der Höhle verdeckte, in welche Bamboche sich geflüchtet hatte. Der Fuchs, wie man sich erinnert, ruhte kaum eine Secunde lang auf diesen Steinen aus, um einen neuen Schwung zu nehmen; aber in Folge der feinen Nase Lumineau's, witterten seine Geruchsnerven die scharfe Ausdünstung; alsogleich wiederhallte sein langes, triumphirendes Anschlagen, und lockte die in diesem Momente hoffnungslosen Jäger herbei.

Nach diesem ersten Erfolge hätte Lumineau, der durch diese Steine die Spur wiederholt unterbrochen fand, sein kreisförmiges Suchen wieder beginnen sollen, denn dreißig Schritte von da wäre er auf die volle, nun un=

getheilte Fährte des Fuchses gerathen; aber Lumineau hörte bei dem doch so gut dem Blicke entzogenen Eingange des Versteckes des Wildschützen, den hohlen Boden unter seinen Schritten dröhnen; in dem Wahne nun, ... ein zu entschuldigender Irrthum ... der Fuchs sey ganz nahe bei diesen Steinen zu Bau gegangen, verdoppelte der wackere Hund sein Lautgeben, mit seinen beiden Vorderpfoten scharrend, und bald entdeckte er durch die Brombeersträuche und die weggescharrte Erde einen Theil der Mündung der Höhle.

Inzwischen kamen, zuerst der Piqueur, dann der Graf, sein Sohn, Madame Wilson und Raphaele nacheinander in der Lichtung an.

„Der Fuchs ist unser, er ist zu Bau gegangen!" rief der alte Jäger aus, als er so seinen Hund wüthend die Erde höhlen sah.

Und von seinem Pferde springend, eilte er herbei, um mit dem Stiele seiner Peitsche Lumineau die Oeffnung erweitern zu helfen.

Der Graf Duriveau, der hinreißenden Gewalt der Jagd huldigend, und der Freude über einen Erfolg, welcher einen Augenblick so bloßgestellt war, sprang gleichfalls von seinem Pferde, und kniete sich, ohne sich zu schämen, neben seinen Piqueur hin, um ihm beizustehen, schnell den Eingang der unterirdischen Höhle rein zu fegen, die er für den Bau des Fuchses hielt.

Sechstes Kapitel.

Die Höhle.

Nach Verlauf einiger Minuten hatten der Graf Duriveau und sein Piqueur die mit Erde verkitteten Steine weggehoben, auf der Brombeerstauden wucherten, welche die Fallthüre der Höhle des Wildschützen versteckten, dieses unverhofften Zufluchtsortes, worin Bamboche verschwunden war.

Madame Wilson und ihre Tochter harreten mit Interesse des Ausganges dieser neuen Wendung der Jagd, über den Hals ihrer Pferde geneigt; selbst Scipio theilte, ungeachtet seiner geringschätzigen Gleichgültigkeit, die allgemeine Neugier.

„Dieß ist ja kein Fuchsbau!" rief plötzlich der Graf Duriveau aus, indem er endlich das Zimmerwerk der von den sie verbergenden Steinen und Brombeerstauden reingefegten Fallthüre gewahrte.

Dann, durch dieses Gitter von starken hölzernen Stangen die Finsterniß der Höhle erblickend, fügte der Graf, immer erstaunter, hinzu:

„Man möchte es für einen unterirdischen Gang halten."

„Ein unterirdischer Gang, —" sagte Madame Wilson, „das ist sehr romantisch: nicht Jeder, der möchte, sieht einen solchen; zur Zeit sind die unterirdischen Gänge selten."

„Ein unterirdischer Gang, oder nicht, unser Fuchs

muß darin zu Bau gegangen seyn," bemerkte der alte Piqueur, indem er die Fallthüre ganz aufzog, die, auf ihren Gewinden von Bandweide sich öffnend, einen engen und jähen Abhang sehen ließ.

„Es ist sonderbar," äußerte der Graf nachdenkend, „daß ein solcher unterirdischer Gang in meinen Wäldern existirt, ohne daß man mich jemals davon in Kenntniß setzte... Du wußtest eben so wenig etwas davon, Latrace?" fragte er seinen Piqueur.

„Nein... nein... Herr Graf...."

Und zum Erstenmale seit der Entdeckung der Höhle schien der Jäger, ohne Zweifel durch Nachdenken, verlegen.

„Ich selbst will diesen unterirdischen Gang untersuchen, und erfahren; wo er ausmündet," sagte der Graf Duriveau.

„Der Herr Graf brauchten nicht hinunterzusteigen," versetzte Latrace; „wenn man Lumineau hineinlaufen läßt, wird man sogleich sehen, ob der Fuchs darin zu Bau ging... Such verloren, da hinein, mein lieber Lumineau!" fügte der Jäger hinzu, dem Hunde den Eingang der Höhle weisend.

Der Hund rannte hinein.

Ohne auf die Bemerkung seines Piqueurs zu antworten, schickte der Graf sich an, Lumineau zu folgen, nachdem er sein Pferd einem Rüdenknechte gegeben hatte, als Madame Wilson, zu Herrn Duriveau sich wendend, sagte:

„Mein lieber Graf, nehmen Sie sich in Acht; es ist vielleicht unvorsichtig, sich so zu wagen."

„Welche Kinderei, Madame!“ erwiederte der Graf lächelnd; „glauben Sie etwa, daß ein Löwe oder ein Tiger aus dieser Höhle springen werde? Ach! diese Wälder sind zu gering, um einen so königlichen Gast zu verbergen. Erlauben Sie mir also, Sie einen Augenblick zu verlassen, denn meine Neugier, ich gesteh's, ist auf's Höchste gespannt.“

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ sagte Scipio spöttisch lächelnd, „ich werde die ruhmwürdigen Gefahren meines Vaters theilen.“

Und ebenfalls absteigend, trat er an des Grafen Seite.

„Das ist seltsam,“ äußerte dieser, der, auf einer von den in die Erde gegrabenen Stufen stehen bleibend, seinen Blick in die Finsterniß der Höhle tauchte, „man sollte meinen, daß ein Licht zurückpralle.“

„Wir gerathen in das Phantastische!“ entgegnete Scipio, indem er seine in schwarze Schildpatte gefaßte Lorgnette zwischen seinen beiden Augenliedern einrahmte.

Der Graf wollte in den unterirdischen Gang treten, als der Lärm von zahlreichen und hastigen Schritten, die von verschiedenen Seiten sich näherten, seine Aufmerksamkeit und jene der übrigen Zuschauer dieser Scene fesselte; der Graf, einen Fuß auf der ersten Stufe des Abhanges und einen Fuß außerhalb, blieb unbeweglich stehen, als er in der Lichtung, von mehreren Zugängen her, etwa dreißig Bauern ankommen sah, elend gekleidet und bewaffnet, die Einen mit Dreschflegeln und großen Gabeln, Andere mit pickenförmig gestielten Sensen, wieder Andere endlich mit Knotenstöcken.

Als diese verschiedene Gruppen sich begegneten, wechselten die Männer, welche den Zug derselben geleitet zu haben schienen, folgende Worte, so wie sie sich nur in weitester Ferne erblickten:

„Nun denn?"

„Nichts... und Ihr?"

„Auch nichts, und doch ließen wir kein Gebüsch undurchsucht."

„Und wir gingen an keinem Baume vorüber, ohne in seine Zweige hinaufzuschauen, wie bei der Eichhörnchenjagd."

„Und wir stiegen in jeden Graben hinab."

„Und doch nichts... nichts."

„Vielleicht hat Vater Lancelot, der gerade auf Herrn Beaucadet zu trieb, besser getroffen, als wir, und ist auf den Räuber gestoßen."

„Was ist dieß für eine Bande von Schlingeln, die so durch meine Wälder läuft?" fragte der Graf Duriveau mit gerunzelter Stirne seinen Piqueur.

„Das sind die Treiber, welche den Wald durchsuchen, um den Räuber zu umstellen, von dem ich eben erst mit dem Herrn Grafen sprach."

„Ein Räuber! Was für ein Räuber?" rief Madame Wilson aus, dem Grafen sich nähernd, wie auch ihre Tochter.

„Um Sie nicht zu beunruhigen, Madame," antwortete Herr Duriveau lächelnd, „verhehlte ich Ihnen diesen Vorfall, der, nebst der Entdeckung des unterirdischen Ganges, einen sehr romantischen Tag bildet. Mit einem Worte, man behauptet, daß ein dem Gefängnisse zu

Bourges entsprungener Bandit, in diese Wälder sich flüchtete."

„Und Sie wollten in diesen unterirdischen Gang gehen!" rief Madame Wilson mit Schrecken aus, — „bedenken Sie doch, daß dieser Mensch sich darin versteckt haben könnte."

„Es ist wahr," bemerkte der Graf, rasch dem Eingange der Höhle sich wieder nähernd, von dem er einen Augenblick sich entfernte, um mit der jungen Wittwe zu sprechen, „es kann seyn, daß dieser Bandit darin ist, und ich will mich davon überzeugen . . ."

„Halten Sie . . . um's Himmels willen!" rief Madame Wilson, indem sie mit Leichtigkeit von ihrem Pferde sich gleiten ließ, dann schnell dem Grafen sich nähernd, sagte sie zu ihm:

„Wenn dieser Mensch darin verborgen ist, wird er sich wie ein Verzweifelter vertheidigen! Ich beschwöre Sie! Keine tolle Verwegenheit!"

„Meine furchtsame und holdselige Freundin," versetzte der Graf lachend, „eben erst hab' auch ich gerufen, als ich Sie bereit sah, über das gefährlichste Hinderniß zu setzen: Keine tolle Verwegenheit! . . . Madame, vergönnen Sie, daß ich Revange nehme."

Nachdem Scipio Raphaelen von ihrem Pferde steigen geholfen hatte, flüsterte er ganz leise einige Worte dem jungen Mädchen zu, und führte sie zu ihrer Mutter, die, zum Vicomte sich wendend, sagte:

„Scipio, vereinigen Sie sich doch mit mir, um Ihren Vater zu verhindern, eine so gefährliche Unvorsichtigkeit zu begehen . . . ganz allein diesen Räuber

verhaften zu wollen, der vielleicht in dieser Höhle versteckt ist."

„Es ist richtig," sagte Scipio zu seinem Vater mit kaltem Hohnlächeln, „Deine Hingebung ist erhaben, heldenmüthig, aber nur ein wenig allzu...gendarmisch; ei, keinen Neid, nein, schnappe nicht das Brod...den Missethäter, jenen wackern Spitzbubenpackern vom Munde weg; da Gendarmen hier in der Nähe sind, kann Latrace wieder aufsitzen, und sie holen."

„Bei allen seinen Thorheiten hat Scipio denn doch Recht," bemerkte Madame Wilson dem Grafen; „ich bitte Sie inständig, mischen Sie sich nicht in diese Verhaftung."

„Scipio hat Unrecht, Madame," erwiederte der Graf mit Festigkeit; „die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Mannes ist es, einen Verbrecher zu verhaften, vorzüglich wenn Gefahr dabei ist."

„Schweig doch, Du demüthigest mich; Du sprichst wie ein Polizeicommissär in der Verlegenheit," sagte Scipio zu seinem Vater, ihn mit dem Elbogen stossend.

Scipio's wiederholter insolenter und kalter Spott verletzte den Grafen doppelt, da er, aus Besorgniß einer vielleicht noch unangenehmeren Scene, diese Spöttereien in Gegenwart einer Frau dulden mußte, die er anbetete, und die er durch diese allerdings unbestreitbar muthige Handlung rühren wollte; aber, zum Schweigen gezwungen, bezwang sich Herr Duriveau wieder, zuckte die Achseln, und ging entschlossen auf die Oeffnung der Höhle zu.

„Meine Freunde," sagte nun Madame Wilson zu

den Bauern, „verlasset den Herrn Grafen nicht, folget ihm, vertheidiget ihn nöthigenfalls!“

Der Graf Duriveau war in der Gegend gefürchtet; man kannte seine Härte gegen seine Meier, die unversöhnliche Strenge, womit er die Bestrafung des mindesten Eingriffes in seine Gutsbesitzersrechte betrieb; auch flößten seine gebieterische Sprache, seine hochmüthigen Manieren, seine finstere Physiognomie, Allen den Drang nach Entfernung oder Schrecken ein; daher, anstatt auf die Bitte der Madame Wilson zu hören, und den Grafen in dem Momente zu umgeben, da er sich in die Höhle zu dringen anschickte, sagte einer von den Bauern halblaut:

„Wenn der Herr Graf ganz allein den Räuber verhaften will, so verhafte er ihn, uns liegt nichts daran.“

„Ich weiß es wohl, Hasenfüße,“ antwortete verächtlich Herr Duriveau.

„Hasenfuß... ei!...“ äußerte ein armer Teufel mit blassen Lippen und von den schrecklichen Fiebern der Gegend verstörten Zügen, ... ei... Hasenfuß... wenn der Räuber mir Eins versetzt, so hab' ich meinen Theil; mein Weib und meine Kinder müssen darunter leiden... sie haben nur mich.“

„O! die feige und verdummte Brut!“ rief der Graf mit bitterer Verachtung aus. „In allem dem sahen sie nur die Gelegenheit, gemeinsam zu heulen, meine Wälder zu plündern, mein Wild zu verscheuchen, oder welches im Lager zu stehlen, wenn sie konnten. Es ist ein Tag des Müßiggehens und der Unordnung, darum sind sie zufrieden!“

„Wir sind nicht zu unserm Vergnügen da, Herr

Graf," sagte schüchtern ein Bauer; „der Herr Maire hat uns im Namen des Gesetzes aufgeboten, . . . und für arme Leute, wie wir, ist ein Tag ohne Arbeit . . . ein Tag ohne Brod."

„Wahrhaftig? Deßhalb also wimmeln am Sonntage Eure Schenken von Betrunkenen," antwortete der Graf mit verdoppelt verächtlicher Ironie. „Wenn der Sonntag, aus Mangel an Arbeit, ein Tag ohne Brod ist, so ist er wenigstens für Euch nicht ein Tag ohne Wein; denn Ihr berauscht Euch viehisch. Gehet doch! Ehedem war ich dumm genug, von Euren jämmerlichen Winseleien mich bethören zu lassen, jetzt kenn' ich Euch."

„Desto mehr steigst Du wieder in meiner Achtung," sagte Scipio zu seinem Vater; „aber eben erst neigtest Du Dich zu Henry Monier's „Biedermann" hin . . . Du wurdest teufelmäßig gängelbandsinnig . . ."

Diese friedfertigen und gutmüthigen Bauern, zudem an viele Demüthigungen gewöhnt durch das Elend, durch eine abgenöthigte Nachgiebigkeit gegen jene, die sie ausbeuten, und auch durch den Mangel an Selbstgefühl, eine unvermeidliche Folge von Knechtung und Unwissenheit, hörten traurig aber ohne Zorn die harten Vorwürfe des Herrn Duriveau an; einer von ihnen jedoch, ein Greis mit Silberhaaren, erwiederte schüchtern, hinsichtlich des Müßiggehens am Sonntage:

„Der gute Gott hat einen Tag unter sieben ausgeruht . . . Herr Graf; die armen Leute dürfen wohl auch . . ."

„Genug," unterbrach ihn Herr Duriveau hochmüthig. „Ich will das thun, was Keiner von Euch zu thun wagt, das ist ganz natürlich."

Und eben so sehr aus wirklichem Muthe, als um seine Ueberlegenheit an Tapferkeit über diese Leute zu beweisen, die er ernstlich für eine geringere Menschengattung hielt, als die seinige, trat der Graf, ungeachtet der Bitten der Madame Wilson und Raphaelens, die ihre Stimme mit jener ihrer Mutter vereinigte, entschlossen und unbewaffnet in den unterirdischen Gang, nachdem er mit einer gebieterischen Geberde Latrace verboten hatte, ihm zu folgen.

Entweder dachte Herr Duriveau nicht daran, seinem Sohne zu befehlen, draussen zu bleiben, oder er rechnete auf seinen Beistand. Scipio folgte ihm; dieser vergönnte sich nur mehr so viel Zeit, eine dritte Cigarre anzuzünden, und ging seinem Vater mit jenem spöttischen Phlegma auf dem Fuße nach, das ihn charakterisirte, nachdem er zu Madame Wilson gesagt hatte:

„Ah! beten Sie für uns ... lassen Sie einen Chor hören ... so etwa im Genre des Gebetes von Moses.“

Und mit der Spitze seiner Jagdgerte mechanisch an seine staubigen Stiefel schlagend, folgte er unbekümmert den Schritten seines Vaters.

Nachdem Vater und Sohn acht bis zehn plump in die Erde gegrabene Stufen hinabgestiegen waren, befanden sie sich inmitten einer ziemlich geräumigen, von Natur aus mitten in den Felsen gebrochenen Höhle, deren oberer Theil in abgerissenen Massen inmitten des Schlages sich erhob. Zwischen diesen äußeren Felsenstücken hatte der Zufall oder die Hand des Menschen eine durch Epheu und Brombeerstauden halb versteckte Oeffnung angebracht; sie stand mit der Höhle in Verbindung, und verschaffte

ihr genügend Luft und Licht. Dieser leuchtende Strahl, zur bleichen Helle einer kleinen Pechfackel gesellt, warf einen seltsamen, leichenhaften Schimmer, bei dem der Graf Duriveau ein Gemälde gewahrte, dessen Anblick bewirkte, daß er bebend einen Schritt zurückfuhr.

Auch Bamboche hatte bei dem Anblicke des nämlichen Gemäldes vor Gemüthsbewegung gebebt; allein mit dieser Gemüthsbewegung sich bei dem Flüchtlinge eine Erinnerung gepaart, die ihn mit Schmerz und Entsetzen erfüllte.

Im Hintergrunde der Grotte, auf einer Art von aus aufgehäuften Steinen gebildeter Plate-form, sah man eine aus Sumpfbinsen geflochtene Wiege, und in dieser mit Heideblumen von lebhaftem Roth bestreuten Wiege, ein erst kürzlich gestorbenes kleines Kind; seine Stellung war so ruhig, sein Colorit so weiß und so frisch, daß man es für schlafend halten mochte! es mußte ungefähr einen Monat gelebt haben; am Fuße der Wiege brannte, ohne Zweifel als Todtenfackel, eine kleine Pechfackel.

Das Halbdunkel dieser Höhle gestattete, in einem Winkel eine hölzerne, zum Bette dienende, mit getrocknetem Farrenkraute gefüllte Kiste zu erblicken; neben diesem ländlichen Lager sah man eine enge Mündung, ähnlich jener einer Bergknappengallerie; ein Mann konnte durchkriechen; die Abdachung dieses langen Ganges erhob sich im Hintergrunde der Höhle zu gleicher Höhe mit dem äußeren Boden, wo er ausmündete, wie es der von der Sickerung des Lichtes durch die Blätter erzeugte, schwache, bläuliche Schimmer nachwies; dieser zweite

offen gelassene Ausgang der Höhle erklärte Bamboche's Verschwinden.

Der Vicomte holte in dem Momente seinen Vater ein, da dieser bei dem Anblicke des ärmlichen und geheimnißvollen Leichenbegängnisses dieses kleinen todten, in einer mit frischen Heidekräutern bestreueten Wiege liegenden Kindes, bebend zurückfuhr. Selbst dann, wenn der Vicomte, bei dem Anblicke dieses einfachen, rührenden und schmerzlichen Gemäldes, flüchtig bewegt worden wäre, hätte sein Ruf als abgestumpfter Mensch, als Wüstling, ihn genöthiget, diesen Eindruck zu verhehlen; aber die Herzenstrockenheit dieses in der schrecklichen Atmosphäre, worin er seit dem Alter von fünfzehn Jahren gelebt, schnell und jung verwelkten Jünglings, war eine wirkliche. Er affectirte sie nicht, wie man zu glauben versucht wäre, er trug sie keck zur Schau. Denn als sein Vater, wider seinen Willen von einem sich aufdrängenden Gefühle von Theilnahme und Mitleiden bewältiget, mit leicht umflorter Stimme, die Beschwerden wegen Raphaelens Wilson vergessend, die er hatte, und weßhalb er ihm Vorwürfe machen wollte, zu ihm sagte:

„Scipio ... sieh doch ... dieses arme todte Kind,“ antwortete Scipio, die Lorgnette an sein Augenlied schmiegend:

„Pardieu! ... ich sehe wohl ... einen verheimlichten Schmutzbalg ... einen verstorbenen Fehltritt irgend einer ländlichen Tugend ... eine Episode aus dem Leben einer Rosenjungfer.“ Dann fügte er bei, um sich schauend, und seinem Vater mit der Spitze

seiner Reitpeitsche die Mündung des zweiten Ausganges aus der Höhle weisend: „Wenn das, was jene Dummköpfe von Bauern den Räuber nennen, sich hier verborgen hat, wird er durch diese Oeffnung entwischt seyn; . . . weder Räuber noch Fuchs . . . eine doppelt verfehlte Jagd. . . . Sprich doch, ist's nicht etwas Hübsches um die Unschuld der bäuerlichen Sitten? . . . Glaub' jetzt an den Rahm und an die frischen Eier der Landleute!"

Und auf den Hacken sich umdrehend, schickte der Graf sich an, den unterirdischen Gang zu verlassen.

Ungeachtet der Härte seines Charakters hatte sich der Graf Duriveau anfangs von Scipio's grausamer Gleichgültigkeit geärgert, vielleicht gedemüthiget gefühlt, . . . er ließ ja in Gegenwart seines Sohnes seine Rührung merken; . . . aber da seine letzten Worte, dem Lieblingsgedanken des Grafen entsprachen, und so zu sagen den Beweis lieferten zur Unterstützung seiner unheilbaren Verachtung gewisser Stände, sagte er zu seinem Sohne:

„Ich weiß es seit langer Zeit, der Landpöbel ist eben so verderbt, wie der Städtepöbel . . . der Mist auf den Feldern ist so viel werth, als der Koth in den Städten!"

Dann, wie immer, dem Zuge seiner ersten Bewegung folgend, ergreift der Graf die Wiege, zum großen Erstaunen seines Sohnes, geht mit dieser traurigen Bürde wieder hastig hinauf, und ruft, zu den Bauern gewendet, die es kaum erwarten können, zu erfahren, was in der Höhle geschah, mit donnernder Stimme aus:

„Da, interessante Landleute, unglückliche und vorzüglich tugendhafte Sterbliche, sehet, was Eure Töchter mit ihren Kindern thun, wenn sie ihnen im Wege stehen.“

Und er stellte die Wiege auf ein Felsenstück.

Während des momentanen Verschwindens des Grafen Duriveau, hatte Latrace auf dringendes Ansuchen der Madame Wilson, Herrn Beaucadet und einige von seinen Gendarmen geholt; der Unteroffizier kam, von zwei Mann gefolgt, nnd stieg in dem Augenblicke vom Pferde, da der Graf an die versammelten Bauern seine schreckliche Beschuldigung richtete.

„Ein kleines todtes Kind! . . .“ riefen die Bauern, nach einem auf die Wiege geworfenen Blicke, erschrocken zurückfahrend, aus.

„O! meine Mutter . . . das ist gräßlich . . .“ murmelte Raphaele, in die Arme von Madame Wilson stürzend.

„Ah! mein Herr . . . und meine Tochter! . . .“ rief Madame Wilson, zum Grafen mit einem Tone schmerzlichen Vorwurfes sich wendend.

Zu spät fühlte Duriveau die grausame Ungebühr seines Benehmens.

„Ein Kin—des—mord, . . .“ sagte Herr Beaucadet, gewisse Worte, nach seiner Gewohnheit unter wichtigen Umständen, auseinanderzerrend, „ein Kin—des—mord,“ wiederholte er, den Kreis der Bauern durchbrechend, um sich der Wiege zu nähern, deren er sich bemächtigte, . . . „holla . . . das geht mich an, das schlägt in meinen Dienst ein.“

Dann aufmerksam die Leiche des Kindes betrachtend und einen Gegenstand gewahrend, den der Graf im Halbdunkel der Höhle nicht bemerken konnte, rief der Unteroffizier aus:

„Ein Papier! ... Ein Papier hangt am Halse des unglücklichen Opfers; aufgepaßt!“

Alle Zuschauer dieser Scene, mit Ausnahme von Madame Wilson, die ihre zitternde Tochter in ihren Armen hielt, näherten sich wieder ängstlich dem Herrn Beaucadet und der Wiege, indem sie leise zu einander sagten:

„Das Kind hat ein Papier am Halse.“

In der That war an einem kleinen schwarzen, am Halse des Kindes befindlichen Bande ein Papier befestiget, welches Beaucadet schnell entfaltete, und, in seiner aufwallenden Wichtigkeit, rasch las, ohne es zuvor mit dem Blicke durchlaufen zu haben.

Dieses Billet enthielt folgende, vom Unteroffizier mit lauter Stimme ausgesprochenen Worte:

„Ich wünsche, daß mein Sohn Scipio Duriveau heiße, wie sein Vater.“

„Das ist drollig,“ äußerte Scipio, eine vierte Cigarre mit einem unempfindsamen Phlegma anzündend.

Raphaele Wilson zeigte heroischen Muth. Bei dieser Offenbarung fühlte sie im Herzen einen stechenden, grimmigen Schmerz. Einen Augenblick verließen sie ihre Kräfte, und sie war genöthiget, mit der einen Hand den Arm ihrer Mutter zu ergreifen, um nicht zu Boden zu gleiten, dann gegen diesen eben so gräßlichen als unvorhergesehenen Schlag sich zusammenraffend, fand sie die

nöthige Energie, um nicht zu unterliegen . . . Eine Secunde nachher wechselte sie mit Madame Wilson einen langen und unerklärbaren Blick.

Siebentes Kapitel.

Geheimnisse.

„Ich wünsche, daß mein Sohn Scipio Duriveau heiße, wie sein Vater.“

Dieß war der Inhalt des am Halse des kleinen todten Kindes hangenden Billetes.

„Das ist drollig,“ hatte der Vicomte gesagt, eine Cigarre anzündend.

Das Vorlesen dieses Billetes, die furchtbare Gefühllosigkeit, die verwegene Kaltblütigkeit des Vicomte, hatten alle Zuschauer dieser Scene mit Bestürzung erfüllt.

Unbeweglich, stumm, schaute der Graf auf seinen Sohn mit zornigem Erstaunen hin, an die traurigen Wirkungen denkend, welche diese Offenbarung auf das Gemüth von Raphaele Wilson hervorbringen mußte. Diese drückte ihrer Mutter krampfhaft die Hand, ihre großen blauen, in Thränen schwimmenden Augen auf sie heftend. Die Bauern, ungeachtet ihrer von Natur aus sanften und furchtsamen Gemüthsart, begannen, durch Scipio's phlegmatische Insolenz erbittert, ein dumpfes Entrüstungsmurren vernehmen zu lassen. Herr Beaucadet, über seine Ungeschicktheit verblüfft . . . er bethätigte die größte Willfährde für Herrn Duriveau, dieses Gutsbe-

sitzermuster . . . befand sich in einer jämmerlichen Verlegenheit, und schaute maschinenmäßig das fatale Billet an, während der Sturm immer mehr grollte. Plötzlich, an die Unterschrift des Billetes denkend, die er bis jetzt aus einer ersten Anwandlung von Edelmuth verschwiegen hatte, hoffte Beaucadet, daß er, indem er den Namen des Opfers kund gäbe, vom Verführer die zunehmende Entrüstung abwenden könnte, deren Ausbruch zu fürchten war. Daher fuhr der Unteroffizier mit einem wichtigen Tone fort:

„Das Billet ist unterzeichnet von der Unglücklichen, die . . . von der Elenden, welche . . . Kurz . . . Ihr habt nicht nöthig, mehr davon zu wissen . . . es ist unterzeichnet.“

„Das Billet ist unterzeichnet,“ murmelte man leise.

„Ja . . . die Kin—des—mör—der—in hat unterzeichnet; die unbesonnene Lasterhafte hat unterzeichnet,“ erwiederte Beaucadet mit seiner feierlichsten Miene; „sie hat unterzeichnet . . . und sie ist . . .“

Eine Art von Brausen der Unruhe, der Angst, durchkreisete die Bauern, welche, wie man sich ausdrückt, an Beaucadet's Lippen hingen.

„Sie ist . . . die kleine Bruyere . . . die Truthühnerhirtin der Meierei von Grand-Genevrier.“

Bei diesen Worten bebte Scipio ungeachtet seiner unstörbaren Zuversicht; das Blut stieg ihm in's Gesicht; einen Augenblick röthete sich sein blasses Gesicht; aber nur Raphaele, die ihn nicht aus den Augen ließ, bemerkte die flüchtige Gemüthsaufregung, die er nicht zu bemeistern vermochte.

Die Bauern, als sie vernahmen, daß das Opfer und

die Strafbare Bruyère sey, ein ganz junges Mädchen von sechszehn Jahren, der man einen gewissen übernatürlichen Einfluß zuschrieb, und deren seltene Schönheit, anmuthige Wunderlichkeit und rührende Güte, in dieser armen, abergläubischen und unwissenden Gegend populär waren, fühlten ihren Zorn, ihre Entrüstung gegen den Vicomte, sich noch vermehren.

Beaucadet gewahrte, aber zu spät, daß er Scipio's Lage so eben verschlimmert hatte; das anfangs dumpfe Murren brach plötzlich in Klagen, in Verwünschungen aus.

„Bruyère! ... die arme Kleine! ...“

„Der Schutzgeist der Gegend!“

„Und so sanft! ... so gut!“

„Sie verführt zu haben ... das ist eine große Bösartigkeit.“

„Aber die Bürger ... erlauben sich Alles gegen die armen Leute!“

„Und man wagt zu sagen, daß sie ihr Kind getödtet habe ...“

„Sie ... o! niemals!“

„Und man nennt uns viehisch! Hasenfüße!“

„Wenn wir viehisch sind ... zuletzt rächt sich auch das Vieh.“

„Ja, Sie rauchen uns vergebens unter die Nase, mit der Miene, sich über uns lustig zu machen, mein Herr,“ sagte Einer, zu Scipio sich wendend, „Sie werden uns keine Furcht einjagen ...“

„Und wenn die arme Bruyère meine Schwester wäre,“ äußerte ein Anderer, einen Dreschflegel schwingend, „so würde Ihr Blut an diesem Dreschflegel kleben.“

„Die liebe kleine Bruyère...“ fügte eine gerührte Stimme bei, „ist gleichsam unsere Schwester; denn, obwohl sie bezaubert*) ist, liebt sie doch Jeder eben so sehr, wie wenn er ihr Bruder wäre, weil sie sich ihres Zaubers bedient, um Allen Gutes zu thun.“

Dieses Crescendo von Gegenbeschuldigungen wurde beunruhigend. Zu der durch Scipio's insolente Keckheit hervorgerufenen Aufreizung, gesellte sich der Tadel, den sein Vater sich allgemein durch seine Härte zugezogen, durch seine feindselige, öffentlich bethätigte Verachtung, ein durch die Gewohnheit der Resignation, durch das allmächtige Blendwerk, womit der Reichthum in diesen fast öden Gegenden noch umgeben ist, lang verhaltener Tadel.

Diese eben erst so demüthigen, so furchtsamen Gesichter, wurden drohend; Madame Wilson und ihre Tochter, näherten sich, immer erschrockener, dem Grafen und Scipio, während Beaucadet, die Hand an seinen Säbelgriff legend, zu seinen Leuten sagte:

„Achtung auf's Commando!“

Dann, zu den aufrührischen Bauern sich wendend, deren Kreis sich immer mehr dem Vicomte und dessen Vater näherte, fügte der Unteroffizier mit seiner imposantesten Stimme hinzu:

„Ver—samm—lung! im Namen des Gesetzes, dessen Niemand unkundig gehalten wird: Ver—samm—lung! zerstreue Dich, und kehret auf Eure Felder zurück!“

Beaucadet's Stimme wurde nicht geachtet: die Schreie,

*) Mit einem übernatürlichen Einflusse begabt. E. S.

die Vorwürfe wurden doppelt heftig, noch erbittert durch die herausfordernde Haltung des Vicomte; denn während dieser neuen und raschen Entwickelung hatte Scipio sich nicht verleugnet: sein Opernrepertoire auswendig wissend, erinnerte er sich ohne Zweifel an das Finale des Aktes des Maskenballes in Don Juan, wo Leporello's Gebieter, nach dem brutalen Versuche auf Zerline, mit Beschimpfungen, Beschuldigungen, Drohungen überhäuft, keck seine verachtende Stirne wieder erhebt, und, allein gegen Alle, noch der empörten Menge trotzt.

So machte es auch Scipio: mit hochgehaltenem Kopfe, festem Fuße, stolzer Miene, die linke Hand nachlässig in die Tasche seines hirschledernen Beinkleides gesteckt, mit seiner rechten Hand maschinenmäßig seine staubigen Stiefel mit seiner Jagdpeitsche klopfend, trotzte der Jüngling mit einer seltenen Kühnheit diesem bäuerlichen Aufruhre; der Aerger, die stolze Verachtung, der Zorn, verliehen nun seinen anmuthigen, aber gewöhnlich verweichlichten Zügen, einen Charakter von überraschender Entschlossenheit; seine Augen glänzten lebhaft und kühn, seine Wangen färbten sich leicht, und unter seinem kleinen, blonden, und seidenzarten Knebelbarte, ließen seine durch ein insolentes Lächeln gekrampften Lippen, in etwas hastigen Stössen den Rauch seiner Cigarre hervorwirbeln.

In diesem Momente warf Raphaele, die, immer erschrockener, dicht an ihre Mutter sich schmiegte, einen langen Blick des Schmerzens und Vorwurfes auf Scipio; ach! nie hatte Scipio ihr so schön geschienen.

Selbst der Graf Duriveau, ungeachtet der geheimen Gründe, die ihn diesen Vorfall schmerzlich beklagen ließen,

konnte sich nicht enthalten, eine Art von Stolz bei dem Anblicke der furchtlosen Haltung seines Sohnes zu fühlen. Dennoch, da er trachten wollte, die Erbitterung der Bauern zu beschwichtigen, und wider seinen Willen der allmächtigen Auctorität gewisser moralischer Gesinnungen gehorchend, die der skeptischeste, entwürdigste Vater nicht zu verkennen wagen würde, wenn er mit seinem Sohne in Gegenwart anderer Menschen spricht, sagte Herr Duriveau zum Vicomte mit lauter und fester Stimme:

„Die Beschuldigung, welche auf Ihnen lastet, mein Sohn, ist schwer; daher, ungeachtet des Anscheines, hoff' ich, daß sie nicht gegründet ist. Nicht als ob ich mehr als Sie, und für Sie, tolle Drohungen fürchte, sondern weil ich zu glauben geneigt bin, daß Sie auch nicht einmal den Vorwand gegeben haben, sie an sie zu richten."

Bei den ersten Worten des Grafen war eine tiefe Stille dem Tumulte gefolgt; Jeder wartete auf Scipio's Antwort, eine Antwort, welche die allgemeine Aufreizung beschwichtigen oder erbittern mußte. Raphaelens trostloser, flehender Blick, schien den Vicomte zu beschwören, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„Antworten Sie, Scipio . . . antworten Sie!" rief der Graf aus.

„Ich erkläre," versetzte der Vicomte mit einer eben so ruhigen als spöttischen Stimme, mit seiner Lorgnette die drohende Menge musternd, „ich erkläre, anfangs drollig gefunden zu haben, daß eine Truthühnerhirtin sich ergötzte, mit meinem Namen die Frucht ihrer ländlichen und . . . Hals und Schultern entblößten Mußestunden zu schmücken; aber den verwunderlichen Drohungen dieser

wenig achtungswerthen Helden der Truthühnerhirtin gegenüber, die mir toll und voll gesoffen scheinen, find' ich es belustigend, zu erklären, daß das Kind von mir ist."

Und da diese Erklärung Scipio's mit einem Ausbruche wüthender Schreie aufgenommen wurde, that der Jüngling mit funkelndem Auge, bebender Lippe, unbändiger Dreistigkeit, zwei Schritte vorwärts, kreuzte die Arme auf seiner Brust, und wiederholte, dem von Allen am nächsten stehenden Bauer sich nähernd, so daß er ihn fast berührte, mit kurzer und fester Stimme:

„Ja, das Kind ist von mir... Wohlan... was weiter?"

Der Blick, die Geberde, die Haltung Scipio's, verriethen eine so unglaubliche Furchtlosigkeit, daß einige Bauern anfangs unwillkürlich zurückfuhren; aber auf diese erste Bewegung folgte eine schreckliche Gegenwirkung. Die Erbitterung stieg auf's Höchste; einer von den Bauern, der bereits seinen Dreschflegel geschwungen hatte, packte mit kräftiger Hand Scipio bei den Schultern, drehte ihn so zu sagen um, zwang ihn, sich nach der auf einen Felsenstein gestellten Wiege umzuwenden, und sagte mit drohender Stimme zu ihm:

„Unglücklicher! Sie haben den Muth, in Gegenwart Ihres todten Kindes zu spassen... Schauen Sie es doch an... wenn Sie es wagen..."

Zum zweitenmale bebte Scipio, nicht vor Schrecken, sondern in Folge einer Gemüthsbewegung; einen Augenblick lang hefteten sich seine Blicke wider seinen Willen auf das erdfahle Antlitz des kleinen Kindes.

„Ah! Lumpenkerl, Du wagst es, die Hand gegen

meinen Sohn aufzuheben," rief ungestüm der Graf aus, den Bauer am Kragen fassend, der Scipio gezwungen hatte, sich umzukehren.

„Ja, gegen ihn, wie gegen Sie, weil Sie die Hand gegen mich erheben."

„Der Vater ist eben so wenig werth, als der Sohn!" riefen mehrere Stimmen.

Schon sahen sich Scipio und sein Vater, ungeachtet der Anstrengungen Beaucadet's, seiner Gendarmen und der Leute des Grafen, gefährlich umwickelt, als plötzlich der wiederholte Schrei: „Zu Hülfe! Mörder!" immer lauter und näher erschallend, durch die von ihm veranlaßte Ueberraschung, eine glückliche Ablenkung zu Gunsten des Herrn Duriveau und seines Sohnes bewirkte; Beide machten sich rasch los, während ihre Angreifer mit besorgter Neugier nach der Lichtung sich umwendeten.

Ein Mann von ungeheurer Fettleibigkeit, fast nackt, nur mit einem Hemde und einer kothbeschmutzten Unterhose angethan, stürzte mitten in die Lichtung, mit von Schrecken verstörten Zügen, den Schrei verdoppelnd:

„Zu Hülfe! Mörder! Beschützet mich! Rettet mich!"

Ungeachtet des Schreckens dieses Mannes, verliehen ihm sein Gesicht, sein Aufputz, sein völlig haarloser Kopf... denn Herr Dumolard, den man ohne Zweifel erkannte, verbarg unter einer schwarzen Perücke seine vollständige Kahlheit... seine lächerliche Wohlbeleibtheit, ein so groteskes Aussehen, daß die heftigen Rachegefühle, deren Opfer der Vicomte und sein Vater beinahe

geworden wären, in ein unwiderstehliches Heiterkeitsbedürfniß sich verwandelten.

Bei dem Anblicke Beaucadet's, der seine Uniform trug, stürzte sich Dumolard, ohne Zweifel weil er in ihm die eingefleischte beschützende und rächende Gerechtigkeit sah, mit einer solchen Heftigkeit in die Arme des Gendarmen, daß der Unteroffizier beinahe erstickt und umgeworfen wurde.

„Allzu wenig gekleidetes In—di—vi—du—um," erwiederte Beaucadet, indem er trachtete, sich Dumolard's krampfhaften Umschließungen zu entziehen, . . . „Sie sind unanständig . . . es sind Frauen da . . . entfernen Sie sich, bedecken Sie sich . . . und erklären Sie sich."

„Retten Sie mich, Gendarme! Beschützen Sie mich! Rächen Sie mich!" schrie Herr Dumolard aus vollem Halse.

„Aber, unglücklicher Hosenloser!! ich sage Ihnen, daß hier Frauen sind! . . ." wiederholte Beaucadet; „Sie sind also ein dicker Unverschämter, da Sie so leicht costümirt in den Wäldern herumlaufen!"

„Er hat mir mein Kleid genommen, mein Gilet, mein Beinkleid und sogar meine Stiefel," rief Dumolard mit bestürzter und abgebrochener Stimme aus, „er hat mir Alles genommen."

„Wer?" fragte Beaucadet.

„Er hat mich gezwungen, mich zu entkleiden, mit der Drohung, mich umzubringen; er zog meine Kleider an, und beklagte sich noch darüber, daß sie ihm hundertmal zu weit seyen, der Bösewicht! und notiren Sie, daß ich dreiundfünfzig Louisd'or in meiner Börse hatte, und

diese in meiner Beinkleidtasche steckte... Zuletzt nahm mir der Räuber sogar meine Kappe, sogar meine Perücke, um sich zu vermummen."

„Aber wer?" rief Beaucadet aus allen Kräften; „aber wer?"

„Zuletzt faßte er mein Pferd bei dem Zügel, führte es zum dichten Schlage hinaus, worin ich mich verirrt und zu meinem Unglücke das Ungeheuer getroffen hatte, und verschwand, ohne daß ich es wagte, ihm zu folgen."

„Aber wer? wer? wer?" schrie Beaucadet mit einem entsetzlichen Erbitterungs c r e s c e n d o.

„Und eben erst," fuhr der Andere fort, von dem Feuer seiner Erzählung fortgerissen, „eben erst, da ich hierher mich schleppte, sah ich ihn ganz am Ende einer langen Allee passiren; er galloppirte mit verhängten Zügeln, und begegnete zwei Gendarmen, die ihn grüßten... die Dummköpfe!"

„Aber Sie würden auch einer seyn," rief Beaucadet aus, „wenn Sie nicht endlich sagten, wer jener ist, der Ihnen Ihr Pferd, Ihre Effekten, Ihr Geld, Ihre Stiefel, und sogar Ihre Perücke vom Leibe wegnahm?"

„Aber wer soll's denn, nach Ihrer Meinung, seyn, wenn nicht e r es ist?"

„Aber wer e r?!" fragte Beaucadet erbittert.

„Der Ihrige."

„Welcher Meinige?"

„Ich sag es Ihnen seit einer Stunde... der Bösewicht, den Sie umstellen.

„Bamboche!!" rief Beaucadet verblüfft aus.

„Wie! Bamboche?..." entgegnete Herr Dumolard

ganz außer sich, „nehmen Sie so meine Anzeige auf?... Sie behandeln sie bambochenmäßig! *)

„Aber, ungeheurer Hosenloser! Das ist ja der Name meines Räubers!"

„Sich so zu nennen, wenn man ein solches Handwerk treibt... das ist ein abscheulicher Spaß," murmelte Dumolard.

„Und meine Gendarmen grüßten ihn!"

„Parbleu! sie hielten ihn für einen Jäger," fügte Herr Dumolard bei; „die sind erklecklich dumm!"

„Ah! Bamboche, Du bist ein stolzer Schurke," rief Herr Beaucadet mit gewaltiger Entrüstung aus: „einen solchen Mißbrauch mit den Effekten, mit dem Pferde und der Perücke dieses dicken Herrn zu treiben... Dich von meinen Leuten grüßen zu lassen... Du Lumpenkerl, aus dem Gefängnisse von Bourges entsprungen... Du großer Räuber... ah! das ist eckelhaft; Du sollst mir's büßen..."

„Raphaele!... mein Kind!... was fehlt Dir?..." rief Madame Wilson aus, ihre Tochter stützend, die in ihren Armen ohnmächtig wurde, „mein Gott!... es ist ihr unwohl!... zu Hülfe!..."

Bei diesem neuen Zwischenfalle wechselte die eben erst auf Herrn Alcide Dumolard gerichtete Aufmerksamkeit wieder ihren Gegenstand; alle Blicke hefteten sich mit eben so großem Erstaunen als Mitleiden auf Madame Wilson und ihre Tochter.

*) Ein Wortspiel, gebildet aus Bamboche als angenommener Name, und bamboche als Wortbedeutung: große Drathpuppe. D. Ü.

Durch Dumolard's lächerliches Abenteuer eben so wenig zum Mitleiden gerührt, man muß es gestehen, wie ihre Mutter, unterlag Raphaele endlich der Heftigkeit ihrer lange und muthig bewältigten, schmerzlichen Gemüthsaufregungen; ihr sanftes und schönes Antlitz, nach und nach sich entfärbend, wurde bald alabasterweiß; an ihren langen geschlossenen Wimpern zitterten noch einige glühende Thränen; obgleich ihre Mutter, die sie nicht rechtzeitig zurückhalten konnte, sie immer noch nach Möglichkeit stützte, war doch das junge Mädchen auf ihre Knie gesunken, ihren entkräfteten Kopf auf ihre Schulter neigend . . . Da durch die Erschütterung dieses Falles ihr Mannshut auf den Boden hingerollt war, entfesselten sich die wunderschönen braunen Haare Raphaelens, und umhüllten sie zur Hälfte mit ihrem seidenzarten Netze... während ihre Mutter, die sich gleichfalls so eben niedergekniet hatte, um sie besser zu halten, sie in ihre Arme preßte, und mit Küssen und Thränen bedeckte.

Die drohende Entrüstung der Bauern, wenn auch nicht schon beschwichtiget, wenigstens durch das groteske Erscheinen des Herrn Dumolard von der früheren Richtung abgelenkt, verschwand, so zu sagen, inmitten der Entwickelungen eines so verschiedenen Charakters, und sie vergaßen von Neuem ihr heftiges Rachegefühl gegen Scipio, ergriffen von dem rührenden Anblicke, den die in Thränen schwimmende Madame Wilson bot, ihre regungslose Tochter an ihr Herz drückend.

. . . .

Eine Viertelstunde nach diesen Ereignissen, in dem

Momente, da die Sonne an einem überaus heiteren Himmel unterging, verließen drei Gruppen von sehr verschiedenem Anblicke die Wälder, worin gejagt worden war.

Eine rasche Kalesche, von Dienern gefolgt, welche Handpferde hielten, führte Raphaele Wilson fort; ihre Mutter hielt sie in ihren Armen, während Herr Dumolard, dem man einen Gendarmenmantel geliehen hatte, noch besorgt und bestürzt, auf dem Vordersitze des Wagens vor Kälte mit den Zähnen klapperte.

Auf der einen Seite des Wagens ritt der Graf Duriveau mit verdüsterten Zügen, die höchste Angst im Gemüthe. Der Vicomte Scipio, getreu seiner Rolle eines gegen jede Gemüthsbewegung unempfindlichen Mannes, galloppirte am andern Schlage mit stoischer Ruhe, wiewohl von Zeit zu Zeit eine Wolke über seine Stirne zuckte, und eine krampfhafte Bewegung seine Augenbrauen runzelte.

Der Brigadier des Herrn Beaucadet ritt im Schritte an der Spitze der zweiten Gruppe, die aus den Wäldern kam, nicht weit vom Kreuzwege. Zwei Bauern trugen auf einer, aus einigen Baumästen improvisirten Tragbahre, die Wiege, worin das kleine todte Kind lag: die übrigen Bauern folgten, barhaupt, stumm, traurig, sinnend.

Auf Befehl des Herrn Beaucadet begleitete der Brigadier diesen traurigen Zug, welcher die Leiche des Kindes zur Civilbehörde brachte; das Gericht und die Kunstverständigen sollten dann die Untersuchung der Leiche vornehmen.

Die letzte Gruppe, welche den Wald verließ, bestand aus dem Herrn Beaucadet und vier Gendarmen. Sie ritten in scharfem Trabe auf dem Wege nach der Meierei von Grand-Genevrier dahin, um daselbst die Verhaftung der des Kindesmordes beschuldigten Bruyère zu vollziehen.

Nach dieser Verhaftung sollte Herr Beaucadet sich möglichst beeilen, den Behörden die Verkleidung zu beschreiben, in welcher es Bamboche aus dem Walde zu entfliehen gelungen war, worin er, ohne sein Zusammentreffen mit Herrn Alcide Dumolard, unfehlbar wäre verhaftet worden.

Eine Person, welche unsichtbar den vorhergehenden Scenen beigewohnt hatte, begab sich ebenfalls eilig, aber auf einem verschiedenen Wege, nach der Meierei von Grand-Genevrier.

Diese Person war Bête-Puante, der Wildschütze.

Achtes Kapitel.

Die Meierei.

Die Sonne sollte bald untergehen, als Beaucadet, von seinen Gendarmen begleitet, und entschlossen, die Verhaftung von Bruyère vorzunehmen, nach der Meierei von Grand-Genévrier, die ein Eigenthum des Grafen Duriveau war, und zu seinem Landgute Tremblay gehörte, sich gewendet hatte.

Es würde schwer seyn, jenen, welche nicht den größten Theil der Meiereien dieses Theiles der Sologne gesehen haben, die mindeste Vorstellung von dem empörenden Anblicke dieser stinkenden, rissigen, selbst für Thiere ungesunden Höhlen zu geben, worin dennoch die Meier, ihre Diener und Tagelöhner, fast immer abgezehrt und siechend, vegetiren; denn unabläßige und schreckliche Fieber, durch die tödtlichen Ausdünstungen eines schwammichten, von stehendem Wasser durchweichten Bodens erzeugt, zehren diese, bereits durch eine abscheuliche und ungenügende Nahrung geschwächten Bevölkerungen ab.

Die Meierei von Grand-Genevrier wurde also genannt wegen eines colossalen, wenigstens zweihundertjährigen Wachholderbaumes, der nicht weit von den Oekonomiegebäuden und der Wohnung des Pächters sich erhob. Das Ganze bestand aus einer Art gleichseitigen länglichen Viereckes von verwitterten, rissigen, aus Stampferde erbauten Mauerwerken, nämlich aus einem von Erde und Sand gemachten Mörtel, dem man, wenn er im flüssigen Zustande ist, um ihm ein wenig mehr Zusammenhang zu geben, kleingeschnittenes Heu beimengt.

Die an zahlreichen Stellen klüftige Dachung war hier mit lückigen, vom Moose oder Alter benagten Ziegeln gedeckt, dort mit Stroh, durch die Feuchtigkeit halb verfault, weiterhin mit Büscheln von getrocknetem Ginster, auf wackeligem Zimmerwerke aufgehäuft.

Diese Gebäude, die Scheune, die Schäferei, den Stall, den Kuhstall und die Behausung des Meiers bildend, umgaben einen Hof, zu drei Viertheilen ange-

füllt mit einer Masse faulen, in einer ziemlich tiefen Pfütze schwimmenden Düngers mit schwarzem, stinkenden und stehenden, durch die Jauche und die Sickerungen des sumpfigen Bodens unterhaltenem Wasser. Diese Anhäufung von eckelhafter Flüssigkeit, mit einer Schichte von bläulichem klebrigen Schleime bedeckt, bemächtigte sich dergestalt des Hofes nach der Wohnung des Pächters zu, daß dieser sich gezwungen sah, eine Art von Damm aus grobem Kiese aufzuwerfen, mit Reisbünden von dornigem Stechginster belegt, wo drei bis vier moosige, getrennte Stufen ausliefen, die in die einzige Kammer führten, aus welcher die Wohnung bestand.

An der Morgenseite dieser Meierei, in eine so ungesunde Untiefe vergraben, dehnte sich eine unermeßliche Ebene von torfhaltigen Steppen hin; gegen Norden erhob sich ein Gehölz von großen Eichen, während gegen Untergang nur eine schmale Rasenstraße diese Gebäude von einem großen, im Winter und Sommer immer von einem dichten Nebel überzogenen Sumpfe trennte, der, wenn im Sommer die Gluth der Sonne seinen Schlamm in Gährung brachte, die Atmosphäre mit pestilenzialischen Ansteckungsstoffen erfüllte.

Die Nacht brach an; dieß war die Zeit, da die Thiere von den Feldern heimkehrten. Bald kamen, die stinkende Wasserpfütze durchwatend, um in ihren Stall zu gehen, einige abgemergelte, knochige Kühe mit fast versiegten Zitzen, mit glanzlosem, an einigen Stellen von einer dichten Kothkruste bedecktem Haare an; das ungenügende Futter der Heidekräuter, des Stechginsters und der fast beständig überschwemmten Wiesen, verur=

fachte den Zustand von Magerkeit dieser Herde; sie wurde von einem Kinde von fünfzehn Jahren geführt, das man kaum für zehnjährig gehalten hätte; seine Beine waren nackt, in's Veilchenblaue spielend, und durch die Gewohnheit, unabläßig auf einem sumpfigen Boden zu gehen, geschrunden.

Dieses Kind trug kein anderes Kleidungsstück, als ein zerfetztes Pantalon, und auf der Haut... dieser enterbten Race sind die Hemden unbekannt... einen Kittel von grober schwarzer Leinwand, von der durchdringenden Feuchtigkeit des Abends durchnäßt. Seine gelblichen Haare verwickelten sich starr und dicht wie eine Mähne; seine hohlen und erdfahlen Wangen, seine Lippen von scorbutischer Weiße, sein erloschenes Auge, sein schleppender Gang, verkündeten, daß es, wie man in der Gegend sagt, das Fieber hatte. An Heilmittel können diese Unglücklichen dort nicht denken: der Arzt wohnt in ungeheuern Entfernungen, und zudem würde sein Besuch zu viel kosten; sie haben also das Fieber, und behalten es, bis die Fieber, durch ihre periodische Rückkehr, ihr Leben, oder sie das Fieber aufgerieben haben. Dieser letztere Fall ist gar selten.

Ein fahler, halbgrauer, kothiger, entfleischter Hund, half bei der Führung der Herde; dem kleinen Kühhirten gelang es mit großer Mühe, sein Vieh in einen schmutzigen, eisigen Kuhstall, mit einem an mehreren Stellen klüftigen Dache, einzusperren, ein Mißstand, dem man dadurch abgeholfen hatte, daß man einige Tannenreisbündel auf die Spalten warf.

Man sah, daß eine wechselseitige, auf die häufige

Gegenleistung von Diensten, und auf eine vollständige Existenzgleichheit gegründete Zuneigung, den kleinen Hirten und seinen Hund verband. Wie viele lange Herbst- und Winterstunden hatte dieses Kind unter dem Obdache irgend eines Ginsterstrauches, inmitten öder Steppen verlebt, seinen Hund dicht an seine Brust gepreßt, um an dieser thierischen Wärme seine schwächlichen, erstarrten Glieder wieder zu erwärmen!

So genistet, mehr nicht denkend, als ein Thier, schaute das Kind bald seine Thiere weiden, durch den feuchten und kalten Nebel hindurch, der sie halb verhüllte, bald folgte es mit maschinenmäßigem Blicke der langsamen Schwenkung des Fluges der Kibitze oder Kriechenten; bald verweilte es, in eine noch stupidere Gefühllosigkeit versunken, mehr nicht lebend, als eine Sternkoralle *), ganze Stunden lang, seine Stirne in seinen Händen, seine starren Augen auf die starren Augen seines Hundes geheftet.

Und dieses einsame, thierische, verdummende Leben, welches den Menschen auf die Stufe des Viehes herabzieht, führte dieses unglückliche Kind täglich; gleich Tausenden von Wesen seines Alters und seiner Lage, dem mindesten Anfangsunterrichte durchaus fremd, lebte es so inmitten der öden Steppen, nicht mehr und nicht minder intelligent, als das von ihm gehütete Vieh. Unkundig der geringsten Kenntniß des Guten und Bösen, des Rechtes und Unrechtes, beschränkte sich der Instinkt dieses Kindes darauf, seine Anstrengungen mit

*) Eine steinartige Thierpflanze.

jenen seines Hundes zu verbünden, um die Herde zu verhindern, in die Holzschläge zu gehen, oder die jungen Saaten abzuweiden, dann am Abende sein Vieh wieder heimzuführen, dessen Streu es theilte.

Und eine unzählbare Menge von Geschöpfen werden geboren, leben und sterben so, in der Unwissenheit, in der Verdummung, die vom Menschen nur das Aussehen besitzen, von der Menschheit nur die Leiden, nur das Elend kennen, und nicht wissen, daß Gott sie begabt habe, wie Alle, indem er ihnen eine Seele verlieh, welche sie mit der Gottheit vereiniget, eine Intelligenz, die, ausgebildet, sie zu gleicher Höhe mit Allen erhebt.

Der kleine Kuhhirt hatte so eben seine Herde in den Stall geführt, als die Pachthofdirne heimkehrte, zwei kranke Pferde von den Ufern des nahen Weihers zurückbringend, wo sie dieselben getränkt hatte; sie saß rittlings auf der bloßen Haut von einem dieser Pferde, die Röcke bis zum Knie aufgestülpt, den schleppenden Gang des Thieres beschleunigend, indem sie seine Weichen mit ihren dicken, nackten und rothen Beinen schlug.

Das Elend, die allzuharten Arbeiten, die Verdummung, streben dergestalt, indem sie ihre Opfer einem unbarmherzigen Niveau unterwerfen, die verschiedenen, von Gott seinen Geschöpfen eingeprägten Erhabenheitszüge zu verwischen, daß dieses Mädchen nur dem Namen nach zum weiblichen Geschlechte gehörte.

Mit plumpen, lohfarbenen, durch die schlechte Witterung der Jahreszeiten versengten Zügen, mit durch Arbeiten über ihre Kräfte dick und ungestalt gewordenem Leibe; mit zerfetzten und kothbesudelten Kleidungsstücken;

mit verwirrten, kaum von einer schmutzigweißen baumwollenen Mütze umrahmten Haaren; mit brutaler und kecker Miene, mit männlichen Bewegungen . . . gehörte diese Unglückliche dennoch jenem Geschlechte an, welches Gott von Natur aus mit jener Zartheit der Formen begabt hat, mit jener Feinheit des Fleischtones, mit jenen sanften Bewegungen, mit jener natürlichen Eleganz, mit jener schüchternen Züchtigkeit, mit jenem anziehenden und zugleich keuschen Zauber, welche das Weib charakterisiren, und welche die Erziehung entwickelt und befruchtet; denn jede von diesen köstlichen Gaben scheint den Keim oder die Verbindlichleit einer Anmuth oder Tugend enthalten zu müssen.

Befand sich, hievon weit entfernt, diese arme verlassene Pachthofsdirne, ohne Erziehung, ohne Unterricht, ohne Pflege, wie ihre Mutter gewesen, und wie es die unzählbare Menge ihres Gleichen war, nicht in einer noch beklagenswertheren Lage, als ein Mann unter den nämlichen Umständen? Von allem Glücke ausgeschlossen, von jedem Vergnügen auf Erden, hatte sie ferner, durch viele Arbeiten, Anstrengungen, Elend, sogar die Physiognomie, fast selbst die Form verloren, die der Schöpfer ihr verlieh . . . und wenn der Anblick physischer Entwürdigung bei dem Manne das Gemüth betrübt, verursacht nicht der Anblick eines weiblichen Wesens, eines solchen, wie jenes, dessen Porträt wir skizzirten, ein noch schmerzlicheres, noch bittereres Gefühl?

Bald kehrten auch zwei Pflüger in den Meierhof zurück; jeder stieg von dem Pferde, auf dem er saß. Die schmutzigen Pferdegeschirre wurden unbekümmert in

einen Winkel des Hofes, hier und da auf den Düngerhaufen, geworfen, oder in das stehende Wasser, die bis an die Brust kothigen Pferde in diesem Zustande an dem andern äußersten Ende des Kuhstalles angebunden.

Inzwischen nahm der kleine Kuhhirt eine ungeheure Steingutschüssel, die er flüchtig mit einer Handvoll Heu auswischte, und ging nach der Thüre der Behausung des Meiers. Nachdem das Kind einige getrennte Stufen hinaufgestiegen war, stellte es die Schüssel auf den Vorplatz, und sagte mit einer kläglichen Stimme:

„Alles Vieh ist heimgekommen; da ist unsere Schüssel ..."

Und auf dem Steine sitzend, von Anstrengung erschöpft, schaudernd ob dem Schüttelfroste des Fiebers und der Kälte, wartete es, seine Stirne zwischen seine beiden Hände gestützt.

Nach Verlauf einiger Augenblicke erschien, bei dem röthlichen Schimmer sichtbar, der an der Thüre des verfallenen Häuschens zitterte, ein entfleischter Arm, mit einem großen hölzernen Löffel versehen, und bald wurde die ungeheure Schüssel mit einem Nahrungsgemische beinahe angefüllt, das eine besondere Erwähnung verdient.

Der Hauptbestandtheil dieser namenlosen Sache war sauer gewordene und geronnene Milch, vermischt mit Buchweizenmehl und einigen Stücken Rockenbrod, schwarzes, festes und zähes Brod. Mörtel, mit ein wenig Wasser angeweicht, bringt, in das Kübelchen des Maurers fallend, kein, wenn man so sagen kann, schwerfälligeres, dumpferes Geräusch hervor, als diese eckelhafte, wohlverstanden, kalt aufgetischte Nahrung; übrigens genossen

der Pächter und seine Familie keine gesündere und minder anwidernde Speise.

Als die Schüssel gefüllt war, hob sie der kleine Kühhirt mühsam auf, stellte sie auf seinen Kopf, und ging wieder in den Kuhstall.

Bei ihrer Ankunft daselbst goß die Pachthofdirne in einige Steingutgeschirre das Bischen warme und schäumende Milch, die sie aus dem Euter der Kühe hatte melken können, um die Herstellung der Butter vorzubereiten, die man verkaufte; man genoß im Pachthofe nur das geronnene, durch das Lab sauer gewordene Ueberbleibsel.

Indem diese Leute die warme, gesunde und nahrhafte Milch zum Verkaufe aufbehalten sahen, empfanden sie, zu der abscheulichen Nahrung sich bequemend, die nach einem mühevollen Tagewerke ihrer harrte, an das Elend gewöhnt und eingeschult, kein Gefühl des Neides. Nein, es verhielt sich mit ihnen, wie mit jenen lumpenbedeckten Arbeitern, die, im Hintergrunde ihrer Dachstube, unablässig über ihr eisernes Gewerbe gebückt, gewohnt sind, jene frischen und glänzenden Seiden- und Goldstoffe nicht zu beneiden, deren blumichten, heiteren, blendenden Einschlag sie weben, wie die Feste, die er schmücken soll.

Als der kleine Kuhhirt, auf seinem Kopfe die Schüssel tragend, welche die gemeinschaftliche Portion enthielt, bei dem Stalle ankam, fand er daselbst seine Gefährten, auf dem Düngerhaufen, und dem Thore nahe sitzend, um den letzten Schimmer des Tages zu benützen, der allein ihr Mahl erhellen sollte; noch eine andere Laterne, als jene, welche die Wohnung des Meiers erleuchtete, wäre geradezu als ein kostbarer Ueberfluß betrachtet worden.

In diesem Momente ließen sich schmerzliche Seufzer vernehmen, die aus dem Hintergrunde des Stalles drangen.

„Gut!" äußerte einer von den Pachthofknechten, „da fangt Vater Jacques seine Musik wieder an."

„Dieß ist die Zeit, wo an jedem Abende die kleine Bruyère ihn besucht."

„Der arme liebe Mann!... Man will ihm gut, wenn man wünscht, daß er sterbe."

„Leiden, wie ein Besessener... Stumm bleiben, wie ein Fisch . . . und dieß seit länger als zwei Jahren... Das ist schlimmer, als der Tod."

„Es ist auch ein Glück, daß Meister Chervin ihm eine Streu in den Stall giebt, und den Rest von unserer geronnenen Milch... Sonst käme Vater Jacques in einem Graben um, wie ein Hund."

„Diese Barmherzigkeit ist schön von Seite unsers Meisters, denn das Unglück verfolgt ihn," äußerte die Pachthofdirne, genannt la Robin, welche, wie gesagt, vom weiblichen Wesen nur den Namen hatte. „Man sagt, daß der Verwalter des Herrn Grafen Meister Chervin von der Meierei entlassen wird, weil er nicht bezahlen kann."

„Was thut dieß uns?" bemerkte auf eine rohe Weise einer von den Pflügern. „Es wird immer einen Meier in der Meierei geben. Ob man Peter oder Nicolas gehorcht... man kann doch in einem Graben umkommen; dieß ist mir sehr gleichgültig, wenn ich wie Vater Jacques bin."

„Und wenn man bedenkt, daß Vater Jacques seiner

Zeit ein so gewandter und so starker Arbeiter war!" versetzte der andere Pflüger.

„Und jetzt ist's vorbei . . . an allen seinen Gliedern lahm."

„Die Erkältungen bei den Sumpfurbarmachungen haben ihn gedreht, wie einen Hippenstiel."

„Und dann später der Thau der Herbstnächte, als er Schäfer war."

„Und es zerrt uns eben so sehr in den Hüften, wenn wir alt seyn werden, und vielleicht früher . . . Man darf nicht lachen . . . mich verläßt das Fieber nicht mehr."

„Ei . . . es widerfährt uns nicht mehr und nicht weniger, als den Andern," sagte la Robin, das arme und häßliche Geschöpf, dem es nicht an Sorglosigkeit, dieser Philosophie der Geringen, gebrach. „Durch vieles Umhacken brechen den Hacken die Zähne aus, und wenn sie abgenützt sind, wirft man sie unter das unbrauchbare Zeug. Was läßt sich dagegen thun? Nichts . . . ganz sicher . . . es ist das Loos."

„Aber es ist jedenfalls für die armen Leute ein sehr gramvolles Loos," bemerkte einer von den Pachthofknechten.

„O! . . . ja . . . und hart zu ziehen."

„Ja doch! . . . man zieht . . ." äußerte la Robin. „Das Loos ist das Loos."

„O! Du, la Robin," versetzte der Pflüger, „man dürfte dich viertheilen, und Du würdest sagen: „Entschuldigen Sie, . . . es ist meine Schuld, ich hab's nicht absichtlich gethan."

„Aber wenn es das Loos ist!" entgegnete die Pachthofdirne mit dem Tone einer tiefen Ueberzeugung, „und

der Beweis, daß es das Loos ist, liegt darin, daß es das unserige, daß es das Deinige ist!"

Bei dieser triumphirenden Erklärung vom Verhängnisse der Bestimmung, kratzte sich der Pflüger, wegen seiner Antwort ziemlich verlegen, das Ohr, schüttelte den Kopf; er war nur halb überzeugt.

„Höre," fuhr la Robin fort, mit Thatsachen ihre Beweisführung unterstützend, „ich will es Dir klar wie das Auge beweisen. Diesen Abend hab' ich meine Kühe gemolken, die Milch ist noch ganz warm; diesen Morgen hab' ich auf Befehl des Meisters sechs fetten Gänsen den Kragen umgedreht, die in der Milchkammer hangen, um sie morgen auf den Markt des Fleckens mit sechs Truthühnern der kleinen Bruyère, zwanzig Pfund Butter, einem halben Hundert Eier, zwei Sestern vom schönsten Weizen, die der Meister geerntet hat, einem Hechte, von wenigstens fünfzehn Pfund, und zwei Karpfen zu tragen, die miteinander eben so viel wiegen; ich fand diesen schönen Fisch diesen Morgen in den Angelschnüren, welche Meister Chervin gestern Abend in den Weiher legte."

„Wohlan, was beweiset dieß für das Loos?" fragte der Pflüger ganz verblüfft.

„Warte doch," antwortete la Robin; „aus diesem Weizen macht man prächtiges weißes Brod, nicht wahr?"

„Ah! ja doch!"

„Aus dieser Butter und aus diesen frischen Eiern, einen schönen dicken Pfannkuchen."

„Pardi!"

„Aus dieser Milch eine gute Suppe."

„O! ja!"

„Aus dem Hechte und den Karpfen, in längliche Stücke geschnitten, herrliche gebackene Fische.“

„O! ja, o! ja wohl.“

„Und diese Gänse werden gebraten eine treffliche Speise geben.“

„Als ich klein war, hütete ich viele Gänse, kostete aber nie davon; das muß ein vornehmes Fleischgericht seyn.“

„Also,“ fuhr la Robin mit immer triumphirenderer Miene fort, „also giebt es hier ganz nahe bei uns Dinge, aus denen man weißes Brod, Milchsuppe, einen Pfannkuchen, einen Gans- oder Truthahnbraten, gebackene Fische, und dann sogar eine schöne Brodtorte machen kann, weil Mehl, Eier und Butter da sind; dieß liefert ein Abendessen, hoff' ich.“

„Ein wahres Hochzeitabendessen! Man muß heirathen, um ein solches in seinem Leben zu erhalten... aber... das Loos?... oder beweiset dieß unser Loos?“

„Dieß beweiset es,“ antwortete schulmeisterisch Robin, „dieß beweiset es, weil wir an der Seite dieser guten Sachen unser Brodgemengsel... von Carafin*) und geronnener Milch essen.“

„Hm!...“ versetzte der Pflüger, seinen Gefährten mit fragender Miene anschauend;... aber sein Gefährte, von Müdigkeit zerschlagen, schlummerte halb, gleichgültig gegen dieses philosophische Gespräch, während der kleine Kühhirt gekauert, in sich geduckt, den Fieberfrost hatte.

*) Man nennt so das schwarze Getreid oder den Buchweizen in Sologne. E. S.

La Robin, aus der Physiognomie ihres Mitsprechers schließend, daß er noch nicht völlig erbaut sey, fügte hinzu:

„Siehst Du, Simon, wenn es unser Loos wäre, diese guten Sachen hier zu essen, anstatt unser Brodgemengsel... so würden wir es essen; weil wir es aber nicht essen, und eben so wenig der Meister . . . so ist's also nicht unser Loos."

„Aber, Donnerwetter!" rief der Pflüger aus, am Ende der Schlußfolgerung, „wem ist denn das Loos beschieden, diese guten Sachen zu essen?"

„Dieses Loos ist den reichen Leuten in den Flecken und Städten beschieden, weil sie diese Sachen kaufen und sie essen," antwortete la Robin. „So ist es auch ihr Loos, unsere Kühe, unsere Schafe, unsere Ochsen zu kaufen, die wir niemals kosten.*)"

---

*) Man liest in den Werken von Jacques Bujault, Werke von seltenem gesunden Menschenverstande und von bewunderenswerther praktischer Intelligenz, einem wahrhaften Landbaucatechismus:

„Die eine Hälfte der Welt weiß nicht, wie die andere lebt; man ahnet nicht, daß es in dem Departement (Jacques Bujault spricht von dem Departement der beiden Sevres, das weit minder arm ist, als die Sologne, worin wir unsere Personen spielen lassen) 270,000 Individuen giebt, die niemals Ochsen-, Kuh- oder Hammelfleisch, und nur den vierten Theil von einem halben Kilogramme Schweinfleisch **wöchentlich** essen; (ein halbes Viertelpfund genügt zum Verbrauche eines Jeden. (Jacques Bujault, 358. — Des races porcines craonaises.) In Sologne giebt es nur einen kleinen Bruchtheil der

„Hm...“

„Ist's wahr?“ fuhr la Robin triumphirend fort, „ja oder nein? Essen sie Alles und wir nichts? Sie haben also ihr Loos, wie wir das unserige; nur ist das ihrige gut und das unserige schlecht; doch schnell die Löffel heraus,“ fügte la Robin bei, „essen wir das Brodgemengsel, dieß wird im Grunde eben so viel seyn, und uns eine große Last vom Halse schaffen.“

Und Jeder näherte sich der Schüssel, von einem Appetite angetrieben, den der Eckel mäßigte; la Robin, zwischen den beiden Pflügern sitzend, schien sie mit gleichem Wohlwollen zu behandeln; der kleine Kühhirt befand sich la Robin gegenüber.

„Das purzelt schwer und kalt in den Bauch, wie in Schnee fricassirte Eisschollen,“ sagte der Pflüger, langsam seinen Löffel wieder in die Schüssel tauchend; „heimkehrend war ich vor Kälte erstarret; dieß macht mich noch mehr vor Kälte erstarren.“

„Die Hunde des Herrn Grafen, der vor Kurzem in den Wäldern jagte, würden sich zu diesem Brodgemengel nicht bequemen . . . wenigstens?“ äußerte der andere Pflüger.

„Es ist wahr, diese Thiere sind sehr glücklich, sehr zärtlich behandelt,“ erwiederte Simon; „neulich, da ich Heu in's Schloß trug, sah ich im Vorbeigehen im Hundestalle Meister Latrace, den Piqueur, ihnen die

---

ländlichen Bevölkerung, der auf dieses halbe Viertelpfund Schweinfleisch **wöchentlich** Anspruch machen kann.“

Suppe anrichten . . . Ah! da gab's Hammelköpfe, Kaldaunen, Ochsenherz, eine wahre Hochzeitssuppe! . . ."

„Ei . . . es können auch nicht alle Leute Jagdhunde seyn," äußerte Robin mit einer Art treuherziger Resignation, und ohne die mindeste ironische Absicht. Die Aeußerung der Pachthofdirne schien übrigens so natürlich, daß diese Worte keine Auslegung veranlaßten.

In diesem Momente ließen sich die aus dem Kuhstalle ertönenden Seufzer wieder vernehmen, und die Stimme rief Bruyère mit steigender Ungeduld.

„Hört, der Vater Jacques ruft Bruyère; . . . der arme Alte wird ungeduldig," sagte la Robin.

„Im Grunde ist's drollig; es ist bald Nacht . . . und die Kleine mit ihren Truthühnern noch nicht heimgekehrt," bemerkte einer von den Pflügern; „ich sage dieß nicht wegen des Brodgemengsels . . . davon wird ihr jedenfalls mehr übrig bleiben, als sie nöthig haben wird."

„Es ist wahr; dieses kleine Mädchen ißt wie ein Zaunkönig, und sie ißt bloß . . . weil sie eben will," erwiederte der Andere mit einer geheimnißvollen Miene; — „wenn sie wollte, so würde sie gar nicht essen."

„Ich stelle es nicht in Abrede," versetzte la Robin, den Kopf schüttelnd, „weil sie bezaubert ist; dieß beweisen ihre Truthühner, die sie kennen, lieben, ihr gehorchen, und das für sie sind, was ein Hund für seinen Herrn ist."

„Abgesehen von ihren zwei großen Truthühnern, die so schlimm sind, einem das Gesicht zerpicken würden, wenn man das Unglück hätte, bei Nacht in den Hühnerstall

zu gehen, worin Bruyère im Neste, das sie sich machte, wie eine Picker in über ihren Thieren hockt, wie es der dicke Sylvain erfuhr, der im vorigen Sommer in den Hühnerstall ging, und beinahe blind geworden wäre."

„Und Herr Beaucadet, der Anführer der Gendarmen, welcher mit Bruyère dummen Spaß treiben wollte, und sich vor den beiden, wahrhaft wüthenden Truthühnern eilfertigst flüchten mußte."

„Gewiß sind auch ihre Thiere bezaubert, und ich möchte nicht davon essen . . . wenn mir das Loos beschieden wäre, davon zu essen, wie la Robin sagt."

Mehrere Landleute: ein Greis, ein Mann von vorgerückten Jahren und eine Frau, ein Kind tragend, traten jetzt in den Hof der Meierei, und gingen auf die Gruppe der Pachthofleute zu.

„Gut . . ." äußerte la Robin, „ganz gewiß Kundschaften für la Bruyère . . . Aber ich kenne sie noch nicht."

„Ist Bruyère im Pachthofe?" fragte einer von den Neuangekommenen.

„Ich wußte es ja gewiß," sagte la Robin bei sich wie bei Seite, dann antwortete sie ganz laut: „Ihr wollet mit ihr sprechen, damit sie Euch rathe, nicht wahr, meine guten Leute?"

„Ja, mein wackeres Mädchen . . . wir sind aus der Gegend von Val; man hat uns von ihr gesagt, und wir sind nach der Arbeit fortgegangen."

„Die Kleine sollte schon zu Hause seyn," entgegnete la Robin; „aber Ihr werdet nicht lange auf sie warten dürfen . . . Wenn Ihr sie eher sehen wollet, so

geht bis zum Wassergraben links von hier hinweg; Bruyère wird gewiß über den Steg zurückkommen."

„Ich danke, mein gutes Mädchen," sagte der Aeltere der beiden Bauern.

Dann verließ er nebst seiner Begleitung die Meierei.

Neuntes Kapitel.

Bruyère.

„Gut," sagte la Robin, als sie die Kundschaften von Bruyère sich entfernen sah, „die Prozession währt fort; jetzt sind's die Leute von Val, Ihr werdet sehen, daß man bis von Beauce kommen wird, sie um Rath zu fragen ..."

„Ein Beweis mehr, daß sie bezaubert ist, diese Kleine."

„Ja, ja, gewiß muß sie bezaubert seyn," versetzte la Robin, „um so niedlich zu bleiben."

„Und ihre Haare, glänzend wie eine Baumrinde!"

„Und ihre Krone und ihre Blumensträusse!"

„Und ihre drolligen Gürtel!"

„Und ihre Halbstiefel von Binsen!"

„Und ihre großen grünen Augen... von diesen kann man sagen, daß sie... bezauberte Augen sind."

„Und wie sie das Wetter voraussagt, die Trockenheit, den Hagel, den Regen oder Nebel."

„Das will ich glauben! Ein Schiffmann der Loire ist gar nichts gegen sie!"

„Daher kommt man von allen Orten, um sie um Rath zu fragen...“

„Und wie sie den Boden kennt! Sie braucht jenen nur Worte zu sagen, welche sie darum angehen, und die schlechtesten Felder werden gute; wo sie ist, giebt es keine Steinsteifen*)! Aber man muß auf sie hören.“

„Ein Beweis davon ist diese Meierei: Meister Chervin hörte auf sie; im vorigen Jahre ist die Ernte herrlich ausgefallen.“

„Ja, dieß hat dem Meister Chervin großen Nutzen gebracht! Sein Pacht lief aus; der Verwalter des Herrn Grafen sah diese schöne Ernte, und erhöhte den Pacht um ein Drittel und um eine Maß Wein. Meister Chervin unterzeichnete, da ging Alles, und im heurigen Jahre, da er nicht zahlen kann... thut man ihn weg.“

„Jedenfalls liegt die Schuld nicht an den Worten von Bruyère.“

„O! nein! sie irrt sich niemals!... Und wie sie die Kräuter kennt!... denn die Kräutermittel, welche sie einst für den Vater Jacques bereitete, verschafften ihm Linderung... aber das Uebel wurde zuletzt ganz arg; es ist so hartnäckig... das Uebel.“

„Ja,“ erwiederte la Robin, „aber es giebt viele Andere, die sie geheilt hat.“

„Nur gegen die Fieber vermögen ihre Worte nichts.“

„Sie sagt, daß die Sümpfe und Torfmoore die Fieber erzeugen.“

*) Völlig unfruchtbare Bodenstrecken, auf denen sogar die Tanne und die Birke nicht wachsen. E. S.

„Ah! Ah! die Sümpfe erzeugen die Fieber!" rief einer von den Pflügern plump lachend aus. „Was dieß betrifft, ist's eine Dummheit!"

„Aber weil sie es sagt," entgegnete la Robin, „so glaub' ich es; wenn sie für eine Sache bezaubert ist, so ist sie es auch für eine andere."

„Hm!..." versetzte der Pflüger unschlüssig, „es ist vielleicht wahr."

„Dieß kann man sehen," fuhr la Robin fort; „wenn man etwas verloren hat, braucht man ihr nur zu sagen, in welcher Gegend es seyn kann; flugs geht sie mit ihren Truthühnern fort... und sie zwingt sie, die Sache wieder zu finden, wie es mit der silbernen Tabaksdose des Verwalters geschehen ist."

„Und mit dem kupfernen Pulverhorne des Feldhüters."*)

„Und die kleine Bruyère sollte nicht bezaubert seyn?"

„Pardi!"

„Abgesehen davon, daß es hinsichtlich eines guten Herzens, kein besseres Mädchen giebt, als sie."

„Ein Beweis davon ist, daß sie, als Bête-Puante, der Wildschütze, wie ein Wolf umstellt war, über ihn wachte, und ihn immer warnte."

---

*) Wir waren zweimal Zeuge einer ähnlichen, einer seltsamen Thatsache, von der man uns folgende wahrscheinliche Erklärung gab: Die Truthühner versammeln sich nämlich bei dem Anblicke eines glänzenden, leuchtenden und für sie fremden Gegenstandes, um diesen Gegenstand herum, und glucken stark. E. S.

„Daher ließ man ihn in Ruhe, als man sah, daß man ihn nicht packen könne.“

„Ein wackerer Mensch, im Grunde, dieser Bête-Puante; man sagt, daß er wildert, um ein Stück gutes Wildpret oder von einem frischen Fische einem armen kranken Teufel zu geben, den ein wenig gute Nahrung stärken würde.“

„Man sagt dieß, es ist wohl möglich... die kleine Bruyère würde ihn nicht so sehr lieben, wenn er nicht ein guter Mensch wäre.“

„Seit einiger Zeit sieht man sie oft beisammen.“

„Ganz gewiß wird sie den Wildschützen auch bezaubert haben, da sie eine Zauberin ist.“

„Ah! ja, da sie eine Zauberin und bezaubert ist; denn im Grunde,“ sagte die arme und abstossende Robin treuherzig, „braucht man sie nur neben mir anzuschauen, mit ihren niedlichen Füßen, mit ihren niedlichen Beinen, mit ihren niedlichen Händen, mit ihrer niedlichen Taille, obgleich sie sechszehn Jahre alt ist; neben mir sieht sie gar nichts gleich... ganz gewiß ist sie also bezaubert.“

„Und wenn sie es nicht wäre, warum wollte sie, anstatt mit uns durcheinander im Kuhstalle zu schlafen, selbst schon als sie noch ganz klein war, im Hühnerstalle allein bei ihren Truthühnern hocken?“

„Dieß beunruhiget Dich, mein Junge; Du hättest auch dumme Spässe mit ihr treiben mögen!“ erwiederte la Robin mit lärmendem Gelächter, ihrem Nachbar zur Rechten einen kräftigen Faustſtoß in die Rippen versetzend; dieser, um nicht den Letzten zu haben, neigte

sich hinter la Robin, und gab dem andern Pflüger, der schlief, einen tüchtigen Puff in den Rücken, welcher Pflüger, des Spieles kundig, als schnelle Antwort einen starken Fußtritt dem kleinen Kuhhirten beibrachte; das Kind, immer noch frostbebend, suchte zu lächeln, und gab den Fußtritt Niemanden hinüber.

„Du, la Robin, hättest es nicht gemacht, wie die kleine Bruyère," äußerte der Pflüger, immer noch lachend, „Du bist nicht so dumm, unsern Kuhstall bei Nacht zu verlassen."

Und Simon küßte geräuschvoll das abstoßende Geschöpf, indem er wiederholte:

„Du bist nicht so dumm, den Kuhstall bei Nacht zu verlassen!"

„Nein, so dumm ist sie nicht," fügte der Nachbar zur Linken bei, indem er ebenfalls la Robin nicht minder vertraulich, und nicht minder weidlich küßte, ohne daß er im Geringsten Simon's Eifersucht zu erregen schien, während der kleine Kuhhirt bei den plumpen Scherzen gleichgültig blieb, die er hörte; denn wir werden es nicht unternehmen, die treuherzig-cynische Unterhaltung zu berichten, zu welcher die schallenden, der Pachthofdirne von den beiden Pflügern gegebenen Küsse, das Signal waren, eine Unterhaltung, die sich verlängerte, bis beinahe die Nacht gekommen war.

Dann wurde der Rest von geronnener Milch und von Buchweizen in der Schüssel, vom kleinen Kuhhirten vor dem Stalle draussen auf einen Trog gestellt, den er mit einem Eimer zudeckte; dieß war Bruyères Abendessen, deren langes Ausbleiben die Pachthofleute ein wenig be-

fremdete, aber nicht beunruhigte. Wozu sollte man sich wegen einer bezauberten Person beunruhigen?

Nach dem Verschließen der klüftigen Stallthüre, legten sich die beiden Pflüger, die Pachthofdirne und der kleine Kuhhirt, angekleidet wie sie waren, durch einander auf die nämliche Streu, und preßten Leib an Leib, um warm zu haben, der Eine mit dem Fetzen einer Decke, der Andere mit einem schlechten Fuhrmannskittel sich zudeckend; denn Betten, Leintücher und Decken, sind im Allgemeinen den Ackerbau-treibendenden Racen unbekannt.

Betreffend die unzüchtigen Vorfälle, welche oft jene langen, so in einer einsamen Meierei verlebten, Winternächte in ihr Dunkel hüllen, oder in warmen Sommernächten, wenn zur Erntezeit die Scheunen von Schnittern und Schnitterinnen wimmeln, die auf dem nämlichen Strohe durcheinander liegen, Weiber, Männer, Mädchen, Kinder, ... warum will man darüber erstaunen, oder vielmehr ... mit welchem Rechte will man darüber erstaunen?

Mit welchem Rechte will man von verlassenen Geschöpfen, auferzogen ohne größere Aufsicht und Sorgfalt, als die Thiere auf den Feldern, eingepfercht ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, wie die Thiere nach der Heimkehr von der Arbeit oder der Weide, andere Sitten verlangen, als jene der Thiere? Mit welchem Rechte will man die Nichtbefriedigung ihrer brutalen sinnlichen Triebe, die Achtung für die Kindheit, und Selbstwürde fordern?

Wie viele von diesen unglücklichen, sich selbst und

den unseligen Traditionen dieser Elends- und Verviehungs-existenz überlassen, alles dessen beraubt, was den Geist bildet, das Herz reinigt und das Gemüth erhebt, leben daher, wie sie können, und aus Zwang, in dem Schlamme, worin man sie stecken und verderben läßt!

„Aber," werden die Optimisten *) und die Gefütterten, die schlimmste Sorte von Selbstlingen, sagen, „diese „verdummte Race nimmt ihr elendes Schicksal hin, ohne „sich zu beklagen; sie wälzt sich oft sogar mit Freude, „mit roher Sinnlichkeit, in ihrem Schlamme; betrachten „Sie die Proletarier der Landgüter; sie begnügen sich „mit einer ungesunden und abscheulichen Nahrung, wäh-„rend sie täglich die Grundstoffe der gesündesten, saft-„reichesten, auserlesensten Nahrung, ohne Neid ernten, „aufziehen, mästen, vorbereiten! Wozu soll man bei die-„sen Unglücklichen Bedürfnisse, Gelüste wecken, die sie „nicht haben? Betrachten Sie dieselben: kaum gesättiget, „werfen sich Männer, Weiber und Kinder durcheinander „auf die nämliche Streu. Was liegt an den Fällen „wilder Vermischung, die sich oft in diesen Höhlen er-„eignen! Die Nacht ist gefällig; ihre Finsterniß verhüllt „Alles, was verhüllt werden soll. Diese Race lebt so „seit Jahrhunderten; sie ist geduldig, sie ist an Knecht-„schaft gewöhnt, sie verlangt nichts, sie ist fügsam, sie „arbeitet, sie leidet friedlich; nehmen Sie also mehr „nicht ihre Partie, als sie sie selbst nimmt. „Diese Leute da, wie unglücklich Sie sie auch schildern,

*) Die Anhänger der Lehre von der besten Welt.
D. Ueb.

„lachen, singen, lieben nach ihrer Weise. Hoffen Sie „also nicht, Mitleiden mit ihrem Loose zu erregen."

Gerade weil diese enterbten Racen oft nicht das Bewußtseyn dessen haben, was Rohes, Wildes, Verviehendes in dem thierischen Leben liegt, das sie zu führen gezwungen sind, verlangen wir im Namen der menschlichen Würde und Brüderschaft eine Erziehu für sie, die ihnen das Bewußtseyn und den Abscheu vor dieser beklagenswerthen Existenz verschafft:

Eine Erziehung, welche, indem sie ihnen das Maß ihrer Kraft, die Kenntniß ihrer Rechte, die Religion ihrer Pflichten giebt, diesen enterbten Classen gestattet, einen legitimen Antheil an den Gütern, an den Erzeugnissen, zu deren Verwerthung sie mitwirken, einen Antheil, welcher auf eine billige Weise der Mühe, der Arbeit, der Intelligenz des Arbeiters angepaßt werden soll, zu verlangen und zu erhalten.

„Aber," werden die Optimisten und die Gefütterten wieder sagen, die, der Winterfreuden überdrüssig, als vernünftige Leute den Frühling und Sommer zu ihren ländlichen Ausflügen wählen, „was schwätzt man uns „von feuchten und ungesunden Höhlen vor, von öden „und unbebauten Steppen, von pestilenzialischen Sümpfen? „Da sehet zum Beispiele die Meierei von Grand-Genevrier... Wohlan! die ist denn doch entzückend... „Cabat oder Dupré würden ein köstliches Gemälde „daraus machen."

Und in der That, im Frühlinge bedecken sich die unbebauten Heiden mit rosigen Blumen, am kothigen Ufer der Sümpfe entfalten sich in Garben die lanzetten-

förmigen Blätter der Iris mit Goldblumen, oder die Stiele der großen Schilfrohre mit braunen Federkronen; das wieder wachsende Moos bedeckt mit seinem Sammet und seinen smaragdgrünen Widerstrahlen die Ziegel und das Stroh der halb klüftigen Dächer; die Spalten der verfallenen Gemäuer verschwinden unter dem Mauerkraut zwischen welchem der anmuthige Thyrsus der Winde mit weißen und blauen Glöckchen schlängelt. Endlich zeigen auch die wenigen großen Eichen, welche die Meierei gegen Norden schützen, ein üppiges Grün.

Dann, bei dem Anblicke dieser verfallenen, vom stehenden Wasser des Sumpfes zurückgestrahlten, und inmitten von Heiderosen, von blühenden Iris und großen grünenden Bäumen vergrabenen Gemäuer, faselt der Optimist von Landschaft, Ruinen, malerischem Bilde . . . und zuckt mitleidig die Achseln, wenn man zu ihm von der schrecklichen Lage der Leute spricht, welche verdammt sind, an einem Orte zu leben, der, nach der Meinung des Optimisten, ein so köstliches Gemälde gäbe.

Wenn nur der Optimist als Liebhaber von Farbengebung und Landschaft, seinen Aufenthalt in dieser Lage von so malerischer Wirkung ein wenig verlängern möchte, würde er bald bemerken, daß, wenn die Gluth der Sonne die Massen feuchten Düngers, welche den Hof überfüllen, in Gährung bringet, ein fauler Geruch davon ausdunstet, der die bereits der Luft beraubte Wohnung ansteckt, während der durch die Hitze der Hundstage lau gewordene Schlamm des Sumpfes, tödtliche Ansteckungsstoffe verbreitet, nicht minder verderblich,

als die dichten Nebel, womit er Herbst und Winter hindurch bedeckt ist.

Ja, denn man weiß nicht, oder vergißt, daß, wenn durch den unerschöpflichen Ueberfluß der Natur diese armseligen Behausungen, das Obdach des Landvolkes, während einer kurzen Jahreszeit von Außen mit einem bescheidenen und ländlichen Schmucke geziert sind, das Innere dieser verfallenen Gemäuer und der Zustand derjenigen, die sie bewohnen, zu jeder Zeit den schmerzlichsten Anblick bieten, der das Herz betrüben kann.

Und wir sagen, daß das Loos, die Gesundheit, das Leben von Tausenden von Geschöpfen Gottes, nicht von dem guten oder schlechten Willen, von dem guten oder bösen Herzen eines einzigen Menschen unter dem Vorwande abhangen sollen, daß er der Inhaber eines Theiles des Bodens eines Landes ist.

So ist Herr Duriveau, oder, nach ihm, sein Sohn, Eigenthümer eines Gebietes von zwei bis drei Meilen. Durch Sorglosigkeit, durch Unwissenheit, durch Selbstsucht oder Geiz dieses Mannes, kurz, durch seine Schuld, ist dieser Theil des Bodens, den er besitzt, und welchen zahlreiche Arbeiterfamilien bewohnen, der tödtlichen Wirkung von stehenden Sümpfen überlassen, die, entwässert, nutzbar gemacht durch große Reinigungsvorkehrungen, diesen Boden befruchten könnten, den sie unfruchtbar, und für diejenigen tödtlich machen, die ihn mit so großer Mühe bebauen. Herr Duriveau, nicht zufrieden, diese Pestherde zu verewigen, zwingt seine Meier, in den schrecklichen Behausungen zu wohnen, die er ihnen aus Koth und Stroh, an den ungesundesten Stellen des

Bodens erbaut, finstere und feuchte Höhlen, wo diese bejammernswerthen Proletarier der Felder mit Gewalt fieberbehaftet und lahm werden, bis ein verfrühter Tod sie decimirt. *)

Giebt es eine Auctorität, irgend ein Gesetz, das diesen Mann verhindern kann, tödlich, was gesund, unfruchtbar zu machen, was fruchtbar seyn sollte? Nein, dieser Mann verfügt nach seinem Belieben über einen Theil des Bodens von Frankreich.

---

*) Seltene, aber sehr ehrenwerthe Ausnahmen, bestätigen die Allgemeinheit der Thatsachen: — Der unlängst verstorbene Herr Vincent Caillard hat zuerst in einem Theile der Sologne den Holzanbau nordischer und schottischer Tannen nach einem großen Maßstabe eingeführt. Diese Pflanzungen haben einen bisher unfruchtbaren und ungesunden Boden gesund und fruchtbar gemacht.

Späterhin hat Herr von Lorges, nicht zufrieden mit den reichlichsten Werken der Barmherzigkeit, unermeßliche Urbarmachungen vorgenommen, und der nämlichen Gegend durch den hochherzigen Impuls, den er dem Feldbaue gab, ansehnliche Dienste geleistet. Herr Ménard, Exnotar zu Baugency, versucht auch die intelligentesten landwirthschaftlichen Verbesserungen, sie auf die fruchtbaren und zukunftvollen Ideen der Association und des Socialismus stützend. Aber diese Beispiele, wie achtungswerth sie sind, sind nur Ausnahmen, schließen sich an keines von jenen großartigen Systemen an, deren Initiative nur von einem socialen, auf radicaldemokratische Grundlagen constituirten Staate kann ergriffen werden, weil nur er allein eine vollständige und legitime Befriedigung den Repräsentanten der drei Elemente alles Reichthumes: Arbeit — Intelligenz. — Kapital — verschaffen könnte.

E. S.

Und doch . . . sehen Sie die sonderbare Anomalie: Wenn in einer Stadt ein etwas finsteres oder wackeliges Haus, einer dreißig bis vierzig Fuß breiten Straße nur um einen Fuß Eintrag thut, schnell ist das Gesetz bei der Hand . . . sein Herz blutet, es entrüstet sich, es fühlt Mitleiden, es bricht in Ausrufungen aus, und erhebt im Namen des öffentlichen Nutzens Geschrei über den Eigenthümer. Mit Güte oder Gewalt wird er gezwungen, sein Haus abzutragen. Widerte es nicht das Auge an? Hinderte es nicht ein wenig, an einer bestimmten Stelle, den Verkehr? Lag nicht etwas furchtbar Dringendes vor, eine außerordentliche Gefahr in der Wohnung? Handelte es sich nicht um die Einhaltung der geraden Linie? Um die Erweiterung des Trottoirs?

Daher werden auf dem Grunde der Straßenpolizei die angeblichen unverjährbaren Rechte des Eigenthumes schnell mit Füßen getreten, und man zwingt diesen Mann, sein Haus auf der Stelle abzutragen . . . vielleicht sein väterliches Haus . . . vielleicht das Haus, worin er seine Mutter sterben sah . . .

Diese Unterordnung des Privatvortheiles unter den allgemeinen Vortheil, entspringt gewiß aus einem an sich vortrefflichen Grundsatze, in den Worten enthalten: „Der öffentliche Nutzen: (für alle verständigen Geister liegt eine heilige sociale Revolution in der intelligenten, großen, und fruchtbaren Ausdehnung dieses Expropriationsprincips;) aber warum will man bloß auf die Verschönerung der Städte die Folgen dieses herrlichen Brüderschaftsprincips beschränken? Warum

bleibt die Staatsgesellschaft, die so von Grund aus, so legitim angreifend gegen das Eigenthum verfährt, gegen den Individualismus, wenn unter gewissen, eintretenden Umständen das Eigenthum, der Individualismus, dem allgemeinen Besten schadet, warum bleibt sie unbekümmert, unthätig hinsichtlich weit wichtigerer Angelegenheiten, als jener der Abmeßung der Strassen, kurz wenn es sich um das Fruchtbarmachen, um den Reichthum des Landes handelt, und vorzüglich um das Leben... handelt ... ja, um das Leben der Mehrzahl ihrer Kinder?

Im Namen der beleidigten Menschheit, im Namen der beleidigten Gottheit, denn es ist eine Gotteslästerung, das so unwürdig zu benützen, was Gott zur Befriedigung von Allen erschaffen hat, gewiß, sollte nicht die Staatsgesellschaft, eben so streng dem Herrn Duriveau, Großeigenthümer des Bodens, als gegen denjenigen, dessen Haus einen ungebührlichen Vorsprung mitten in einer Strasse bildete, zurufen:

„Im Namen des öffentlichen Nutzens, lassen Sie Ihre Grundstücke, der Gesundheit wegen, wohl austrocknen, bauen Sie menschliche Wohnungen, und nicht Höhlen, für die arbeitsamen Menschen, die allein den Boden bebauen und einträglich machen, dessen Inhaber Sie sind, entreißen Sie doch diese Unglücklichen, Ihre Brüder, Ihres Gleichen, den Krankheiten, die sie entnerven, die sie tödten, und wofür Sie vor den Augen Gottes und der Menschen verantwortlich sind, weil es von Ihnen abhängt, die Ursache dieser Sterblichkeit zu vernichten, woferne nicht die Staatsgesellschaft

Sie aus dem Besitze setzt, wie sie es macht, wenn ein Eigenthümer sich weigert, sich der Abmessung zu fügen, oder ein Haus wieder zu bauen, dessen drohender Einsturz die Sicherheit der Vorübergehenden bedroht."

Vergebens würde Herr Duriveau sagen: „Ich habe keine Gelder, um meine Grundstücke urbar oder gesünder za machen, gesunde und wohnliche Häuser zu bauen, anstatt Koth= und Strohhöhlen."

Müßte ihm nicht die Staatsgesellschaft antworten: „Die Gesundmachung eines Theiles des gemeinsamen Bodens, die Vorkehrung, ihn in guten Stand setzen, ihn frucht=bar machen, und außerdem die Gesundheit, das Leben von fünfzig Familien, sollen nicht zwangsweise den Schwankungen Ihrer Kasse, dem Unzureichenden Ihrer Geldmittel, oder der Härte Ihres Herzens untergeordnet werden. Sind Sie zu arm, um so reich zu seyn? Verkaufen Sie Ihre Grundstücke. Die Staats=gesellschaft wird vom Erwerber Bürgschaften verlangen, die Sie nicht darbieten. Werden die Erwerber aus=bleiben? Die Staatsgesellschaft wird kaufen; das Grund=stück wird immer und gewiß die darauf verwendeten Vor=schüsse vergüten, doch unter der Bedingung, daß man diese Erträgnisse . . . wird erwarten können. Ist die Staatsgesellschaft einmal Eigenthümer, so wird sie im Interesse Aller, und folglich ihrer selbst, austrocknen, cul=tiviren, urbar machen, bauen, denn sie wird die land=wirthschaftlichen Arbeiter zur Association, zur Theil=nahme berufen."

Und dann wird das Gemeinsame an die Stelle

der selbstsüchtigen und unfruchtbaren Individualität treten, und dann werden diese vor Kurzem noch sumpfigen, öden, fast unfruchtbaren Steppen, wo eine elende, kränkliche Bevölkerung vegetirte, in ein blühendes, fruchtbares und von glücklichen Leuten bewohntes Land sich umgestalten, durch die Rechte der Arbeit und der Intelligenz die Güter genießend, welche Gott für Alle erschaffen hat.

Und Gott sey gepriesen, die Macht der Dinge ist so, daß diese Zeiten sich nähern... Die Menschen, welche die Menschen regieren, mögen bewirken, daß die Emancipation der enterbten Classen eintrete, was möglich ist ohne Erschütterung, ohne Gewaltthätigkeit, ohne Opfer, und zur Befriedigung aller Interessen.

. . . .

Die Leute der Meierei von Grand-Genévrier hatten so eben die Thüre des Kuhstalles verschlossen, worin sie lagen, als Bruyère in den Hof des Pachtgutes trat.

Zehntes Kapitel.

Bruyère.

In geringer Entfernung von der Meierei war Bruyère den Leuten begegnet, die sich zu ihr begaben, um von ihr Rath zu erhalten, wie la Robin sagte; da sie zuerst ihre Pflicht erfüllen wollte, hatte das junge Mädchen ihre bäuerlichen Clienten gebeten, draussen einige Augenblicke auf sie zu warten.

Als Bruyère in den Hof der Meierei trat, blieb

der dämmernde Himmel, an dessen tiefblauem Zenithe schon einige Sterne funkelten, gegen Untergang noch leuchtend-durchsichtig, der letzte Widerstrahl der scheidenden Sonne, welcher den schönen Herbstabenden einen so melancholischen Zauber verleiht; auf diesem Hintergrunde von blassem Purpur zeichnete sich die Gestalt Bruyère's ab; sehr klein, aber von vollkommenem Ebenmaße, trug sie einen Kittel mit halb langen Aermeln, von grobem, weißlichen, reichlich braun gestreiften Wollenstoffe, an der Taille mit einem biegsamen Gürtel von feinen, seidenzarten Binsen, von Bruyère mit wunderbarer Geschicklichkeit geflochten, befestiget.

In Folge seiner Weite und der Dichtheit seinen Gewebes legte sich das Kleid des jungen Mädchens, bis zum Beginne des Halses aufsteigend, und bis zur Hälfte des Beines hinabreichend, in Falten von anmuthiger Einfachheit; seine geringe Länge verhinderte es, jemals vom Schlamme der Sümpfe beschmutzt zu werden; seine weiten Aermel, nicht tiefer als bis an den Elbogen reichend, ließen die runden und leicht gebräunten Arme des jungen Mädchens sehen; ihre kleinen Kinderfüße stacken in birkenen, am Feuer geschwärzten Holzschuhen: das Wasser eines klaren Baches, in welchem Bruyère so eben ihre abendliche Abwaschung vorgenommen hatte, verlieh ihnen Ebenholzglanz. Aus Armuth gezwungen, mit nackten Beinen zu gehen, hatte sich Bruyère, mit der erfinderischen Geschicklichkeit des Wilden, gleichfalls aus Binsen, eine Art von Halbstiefeln gemacht, die bis unter das Knie reichten, und an dem durch den Holzschuh geschützten Riste endeten; es gab nichts Hübsche-

res, nichts Netteres, als dieses geschmeidige und schimmernde Geflecht, dicht sich schmiegend an den gerundeten Umriß eines reizenden Beines, auf diese Weise vor den durch die Berührung des Schlammes fast immer verursachten rothen Flecken und Schrunden bewahrt.

Aus einer sonderbaren Gewohnheit trug das junge Mädchen, ungeachtet der Kälte, ungeachtet des Regens, ungeachtet der Gluth der Hundstage, nie etwas auf ihrem unbedeckten Kopfe; nur bisweilen, zur Blütezeit der Heideröschen, flocht sie einige von ihren biegsamen Reisern in ihre Haare, ohne Zweifel zur Verherrlichung des ihr zugetheilten Namens, als man sie ganz klein, verlassen in den Steppen, und inmitten eines Gesträuches von Heideröschen liegend fand. Seitdem umhüllte immer noch das nämliche Geheimniß ihre Geburt. Ihre kastanienbraunen, sehr üppigen, von Natur aus wellenförmigen und gescheitelten Haare waren von so harmonischer Schattirung, daß sie mit dem leichten Dunkel verschmolz, welches die Dichtheit des Haares auf die Stirne warf, an der eben einige kurze Reiser von Heideröschen schwankten.

Sehr feine Brauen, braun wie die außerordentlich langen und gekräuselten Wimpern, welche ihre Augenlieder franseten, überragten Bruyère's Augen; diese sehr großen Augen hatten eine bizarre Farbe: meergrün; je nach dem Eindrucke des Momentes wurden sie bald klar, glänzend, wie Aquamarin, bald dunkelgrün und hell, wie die ungeachtet ihrer Tiefe immer durchsichtigen Wellen. Diese sonderbare und schillernde Farbe verlieh dem Blicke Bruyère's etwas Außerordentliches, diesem

ohnehin schon absonderlich sinnigen, und oft auch äußerst beweglichen und glänzenden Blicke.

Diese Züge waren auch merkwürdig durch ihre seltene Vollendung, denn es herrschte eine wundersame Harmonie in der Gesammtheit dieses anmuthigen und niedlichen Geschöpfes. Ihre seltene Schönheit, durch eine originelle Bekleidung ein wenig sonderbar geworden, ihre wilde Grazie, ihre unglaubliche Geschicklichkeit in tausend Arbeiten, die sie erfand; ihre erstaunlich lebhafte und in verschiedenen Beziehungen durchdringende Intelligenz, der überraschende und liebevolle Gehorsam der Thiere, deren Wart und Pflege sie besorgte, die Art von Wahrsagung oder vielmehr von unfehlbarer Vorhersehung, womit sie hinsichtlich der bäuerlichen Angelegenheiten begabt schien; alle diese harmlosen Excentricitäten machten, daß Bruyère in den Augen der treuherzigen Bewohner dieser öden Gegend für ein bezaubertes Geschöpf galt, das heißt: einer Verzauberung von ihrer Geburt an unterworfen; aber im Gegensatze mit dem Allgemeinen der abergläubischen Gewohnheiten, flößte Bruyère, weit entfernt, gefürchtet oder geflohen zu werden, vielmehr Gefühle lebhafter Dankbarkeit oder aufrichtiger Sympathie ein; denn der ein wenig übernatürliche Einfluß, den man ihr zuschrieb, offenbarte sich immer nur durch geleistete Dienste; die arme kleine Truthühnerhirtin fand in ihrer geringen Stellung Mittel, Vielen dienstfertig, Allen gefällig zu seyn.

Als Bruyère in den Hof der Meierei trat, ging ihre zahlreiche Heerde mit dem schwarzen und glänzenden Gefieder, und mit dem scharlachrothen Kopfe, weder vor

ihr, noch hinter ihr, sondern umgab sie. Zwei äußerst große Truthähne, ihren Kamm und ihr Jabot von schimmerndem, mit einem lebhaften Azur schattirten Purpur hochmüthig tragend, brüsteten sich mit einer furchtbaren Miene, indem sie, wie man sagt, das Rad schlugen, ihr Gefieder sträubend, und ihren Schweif zu einem prachtvollen, ebenholzschwarzen, dunkelgrünglasirten Fächer rundend. Beide, der Eine rechts, der Andere links von Bruyère, verließen sie keinen Augenblick; bald schauten sie sie mit ihrem rothen und kühnen Auge an, bald gluckten sie mit einer so triumphirenden, so insolenten, so kampflustigen Stimme, daß sie Thiere oder Leute herauszufordern schienen, wider ihren Willen ihrer Führerin sich zu nahen.

Bei dem Anblicke dieser beiden ungeheuern Vögel von drei Fuß Höhe und fünf Fuß Breite mit ausgespannten Flügeln, mit kräftigem Fittige, mit scharfem Schnabel, mit spitzigen Sporen, begriff man hinlänglich, daß Herr Beaucadet, ungeachtet seiner Tapferkeit, ein wenig verlegen gewesen seyn mußte, sich mit Säbelscheidehieben gegen so harte Angreifer zu vertheidigen.

Auf ein Zeichen von Bruyère blieben alle diese Vögel freudig gluckend vor der Thüre eines Geflügelstalles stehen, an dem das junge Mädchen nur den schmalen Schieber öffnete, um ihre Herde zählen zu können; eines nach dem andern trippelte so an ihr vorüber, nach der Größe gereihet, die jüngsten zuerst, Alle ohne sich zu drängen, in einer bewundernswerthen Ordnung, während die beiden großen Truthähne, die, wegen ihres Alters, wegen ihrer Ergebenheit, einige Vorzüge genossen, ihre

Gefährten majestätisch defiliren schauten, sogar mit einigen sehr billig vertheilten Schnäbelhieben die Langsamkeit der Säumigen oder Herumschlenderer beschleunigend.

Als die Herde ihr Lager erreicht hatte, mit Ausnahme jener zwei wichtigen Personen, öffnete Bruyère die Thüre des Geflügelstalles. Obgleich in diesem Momente das Gesicht des jungen Mädchens das Gepräge einer tiefen Melancholie trug, zuckte doch ein sanftes Lächeln bei dem Anblicke der wirklich überraschenden Ordnung über ihre Lippen, welche in diesem Schoppen herrschte: das Federvieh war auf den Aufsitzstangen bereits symetrisch nach dem Verhältnisse der Größe gereihet; die Kleinsten der Herde, zuerst eintretend, hockten sich nach der ihnen von Bruyère beigebrachten Gewohnheit, auf die oberste von den drei als Ruhesitz, eine über die andere, eingefügten, länglichen, hölzernen Aufsitzstangen. Da der Beobachtungsinstinkt und die Intelligenz des jungen Mädchens, die unbegreifliche Erziehbarkeit erkannt hatte, womit alle Thiere begabt sind, wußte sie in ihrer unbedeutenden Sphäre durch große Geduld und Sanftmuth Wunder zu wirken.

Ganz oben auf dem Firste des Schoppens, und das Aufsitzgestell überragend, befand sich, wenn man so sagen kann, das N e st des jungen Mädchens.

Wie klein auch Bruyère war, hatte sie doch, aus einem Gefühle frühzeitiger Scham und Selbstwürde, ... einer von den augenfälligsten Zügen ihres Charakters ... einen unüberwindlichen Widerwillen gefühlt, die gemeinsame Streu zu theilen, auf welcher, in dieser Meierei wie in allen übrigen, Mädchen und Knechte des Pacht-

gutes im Hintergrunde irgend eines Stalles, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes durcheinander liegen; Bruyère erhielt vom Meier die Erlaubniß, sich oberhalb des Aufsitzgestelles, und an das Deckengetäfel stoßend, wie ein Schwalbennest, ein kleines Plätzchen herzustellen, zu dem sie, die Stufen des Aufsitzgestelles mit der Behendigkeit einer Katze erklimmend, gelang. Das Kind fand wenigstens in dieser Art von Nest, mit Moos und wohlgetrocknetem Farrenkraute ausgeschlagen, vermischt mit aromatischen Kräutern, ein gesundes Lager, und die ihrem Alter und Geschlechte zukömmliche Isolirung. Bald hatte sie auch in ihrer Herde wachsame Wächter, denn Beaucadet's komisches Abenteuer war nicht das einzige von diesem Schlage gewesen. Im vorhergegangenen Jahre wollte ein Pachtgutknecht, in der Keckheit seiner brutalen Liebe, bei Nacht in das Plätzchen von Bruyère dringen; das Federvieh gluckte aber dergestalt, schlug aus allen Ecken des Aufsitzgestelles mit solcher Wuth auf den verwegenen Verliebten los, daß er zu fliehen sich beeilte, von diesem Geschrei betäubt, über diese unverhofften Angriffe erschrocken.

Nach dem Vollzuge ihrer allabendlichen Arbeit, schloß Bruyère die Thüre des Schoppens, stellte einen kleinen, mit frischen Blättern bedeckten Korb, den sie in der Hand hielt, sorgfältig in eine Ecke, und ging zum Pachtguthofe hinaus, um den Personen Audienz zu geben, welche kamen, um sie um Rath zu fragen; diese warteten außerhalb der Gebäude, auf dem Stamme eines umgestürzten Baumes sitzend, nicht weit von dem ungeheuern Wachholderbaume, welcher der Meierei ihren Namen gab.

Man erstaune nicht, die geringe Truthühnerhirtin in der folgenden Unterredung eine Sprache, die von einer gewißen Erziehung, von einer seltenen Erhabenheit des Geistes zeuget, führen, und nicht nur verschiedene, sondern auch in Bezug auf bäuerliche Dinge vortrefflich anwendbare Kenntnisse offenbaren zu hören; der durchdringendste Geist, die glücklichsten Anlagen, hätten nie ein Kind von ihrem Alter mit diesem praktischem Wissen begabt, welches nur die lange Gewohnheit ländlicher Arbeiten und das beharrliche Studium der Gesetze und Phänomene der Natur verschaffen können; denn die intelligente Beobachtung des Vergangenen dient fast unfehlbar zum Vorhersehen der Zukunft.

Ohne Zweifel hatte sich Bruyère mit einem seltenen Erfolge die Lehren und Früchte einer andern Erfahrung, als der ihrigen, zu eigen gemacht.

Dadurch erklärt sich das Außerordentliche im Wissen Bruyère's, in der Sicherheit ihrer Vorhersagungen, in der treuherzigen Klugheit ihrer Rathschläge. Betreffend die einfältigen und unwissenden Leute, deren Orakel Bruyère geworden, so mußten sie in ihr ein Geschöpf sehen, und sahen es auch, das ein wenig übernatürlich oder bezaubert war, wie sie sagten.

Zwei Männer, der Eine von reifem Alter, der Andere ein Greis mit weißen Haaren, eine noch junge Frau, auf ihren Knieen ein Kind von fünf bis sechs Jahren haltend, dieß waren die neuen Clienten, Alle übrigens armselig gekleidet.

„Was wollet Ihr von mir, meine liebe Frau?“ fragte Bruyère mit einer wohlwollenden und sanften

Stimme die Frau, welche ein Kind auf ihren Knieen hielt.

Auf diese Frage entfernten sich der Greis und der Mann von reifem Alter, aus einem löblichen Bescheidenheitsgefühle, einige Schritte weit von ihrer Gefährtin.

„Ach! mein Gott, mein liebes Mädchen," antwortete traurig die Frau, ich bin von Saint-Aubin; man sagt im Thale, daß Ihr Worte gegen die Krankheiten wißt, und ich komme, um Euch zu bitten, die Krankheit meines armen Kleinen da zu besprechen.*)

Und sie zeigte ihr mit Lumpen bedecktes Kind; es war blaß und von furchtbarer Magerkeit; seine aufgeschwollenen Augen wurden ihm schwer von einer unüberwindlichen Schlafsucht.

Bruyère schüttelte traurig den Kopf.

„Man hat Euch getäuscht, meine liebe Frau, ich vermag nicht die Krankheiten der Kinder zu besprechen...."

„Man sagt doch im Thale, daß Ihr im verflossenen Frühlinge die Krankheit einer ganzen Lämmerschäferei besprochen habt, und daß fast Alle davon gekommen sind... thut für dieses kleine kranke Kind, was Ihr für die Lämmer gethan habt, mein gutes, liebes Mädchen," versetzte treuherzig die arme Frau mit einer flehenden Stimme. „Ich will Euch erzählen, wie dieß gekommen ist. Dieser Kleine war immer, sehet Ihr, schwächlicher, als seine beiden älteren Geschwister... aber er schleppte sich dennoch fort... Der Winter, wie Ihr wißt, war sehr streng. .. Im Herbste hat mein armer

*) Nämlich: mit Zauberworten zu heilen. D. Ueb.

Mann, auf einem überschwemmten Boden Baumstöcke rodend, das Fieber bekommen; dieses Fieber hat ihm Arme und Beine entzwei geschlagen; er ist Taglöhner; dennoch ging er, so gut er konnte. . . . Aber unser Brodkasten blieb sehr oft leer; ohne einige Körbchen ausgewachsene Erdäpfel, die uns ein guter Nachbar schenkte, wären wir völlig verhungert, und dann hat auch der letzte Februarsturm fast alles Stroh von unserm Dache fortgerissen; es hielt schier an nichts mehr; mein armer Mann ging auf dieser Seite des Thales in den Wald, Ginster abzuschneiden, um unser Dach wieder ein wenig zu decken, und Baumstreue*) zu sammeln, um uns zu wärmen, aber die Waldhüter des Herrn Grafen haben meinem Manne verboten, etwas aufzuraffen . . . Ach! dann hat es bei uns d'rin eben so stark geregnet, wie draußen, und vorzüglich bei Nacht, da war's kalt . . . kalt, wie Frost; seit jener Zeit ist mein armer Kleiner blaß geworden, hat gehustet, gezittert . . . und ist zuletzt verkümmert, wie Ihr sehet," sagte die Frau weinend. „Ah! mein gutes, liebes Mädchen... ich hoffe nur mehr auf Euch... Ihr könnet, was Ihr wollet... Ihr braucht ja bloß... einige Worte zu sprechen. Befreiet ihn also gütigst von seinem Uebel, wie Ihr die Lämmer davon befreiet habt."

Oefter, während dieser treuherzigen und traurigen Consultation, war Bruyère im Begriffe gewesen, die

*) Der abgestorbene Theil vom Laubwerke der Tanne, welches jährlich abfällt, und eine Art von sehr dünner Streue bildet, die im Nothfalle zur Feuerung dienen kann.

E. S.

arme Frau zu unterbrechen; sie hatte aber den Muth dazu nicht gefühlt; nachdem sie das Kind aufmerksam betrachtet, und die zwei kleinen, erdfahlen und kalten Hände desselben in die ihrige genommen hatte, sagte sie seufzend zu seiner Mutter:

„Den Lämmern, sehet Ihr . . . fehlte es weder an der Milch ihrer Mutter, um sie zu nähren, noch ihr Vließ, um sie warm zu halten; ihr Uebel bestand darin, Tag und Nacht in einem niedrigen Schafstalle eingesperrt zu seyn, ohne Luft, voll Dünger . . . darin erstickten die Lämmer, viele kamen um.*) Zum Meier sagte ich: Gebt Euern Frühlingslämmern frische Luft, Grün und und Sonne . . . bei Nacht eine offene und frische Stallung; die Lämmer werden eine reine Luft einathmen; unter der Weiche ihrer Mutter werden sie niemals frieren; die kleinen Nesthasen, die kleinen Rehe in den Wäldern werden zur Welt gebracht, wachsen heran, und gedeihen kräftig, ohne ein anderes Obdach, als den Schooß ihrer Mutter, und die Eichenschößlinge, in welche sie sie gelegt hat . . . Aber die Kinder des Armen," fügte Bruyère mit thränenvollen Augen bei, „aber die Kinder des Armen sind mehr zu bedauern, als die Jungen des Schafes im Stalle, oder des Rehweibchens in den Wäldern: ihre

*) Aus einem unglücklichen Vorurtheile, und um die Masse des Düngers zu vermehren, sind noch in mehrern Meiereien, die Lämmer und andere Thiere Tag und Nacht in stinkenden Schafställen eingesperrt, wo die Lebensluft fast gänzlich mangelt; daher die häufigen Krankheiten der Athmungsorgane, und sehr häufig der Tod durch Erstickung, mit allen Symptomen dieser Todesart. E. S.

Mutter kann sie nicht in ihrem eisigen Schooße erwärmen ... und wenn ihre Milch versiegt, finden sie ihre Nahrung nicht in der Ebene oder in den Wäldern. Euer Kind litt durch Kälte und Hunger ... liebe, arme Mutter; daher kommt sein Uebel ... und dieses Uebel, ach! ... kann ich nicht besprechen."

„Es muß also sterben, mein liebes Mädchen, weil Ihr seine Krankheit nicht besprechen könnt!" erwiederte die Mutter schluchzend.

„Hat ihn kein Arzt besucht?"

„Nie kommt ein Arzt zu uns ... es ist zu weit, und dann ... könnten wir ihn jemals bezahlen ... und auch die Arzneien? ... Unglückliche Leute, wie wir, können keinen Arzt holen lassen."

Bruyère schaute das Kind mit schweigender Rührung an; ihr Herz litt bei dem Gedanken, diese arme Mutter ohne ein Hoffnungswort fortzuschicken."

„Und dennoch ... brauchte man vielleicht so wenig, um dieses liebe kleine Geschöpf zu retten!" äußerte Bruyère mit nachdenkender Miene: „ein recht warmes Kleid, ein recht trockenes Bett, und täglich reine und lauwarme Milch."

„Guten Abend, kleine Bruyere," sagte plötzlich eine starke, fröhliche Stimme.

Das junge Mädchen hob den Kopf empor, und sah einen großen magern und von der Sonne verbrannten Mann, einen großen runden Sologneserhut, eine weiße Blouse und weiße Halbstiefel tragend, mit vorgestreckten Händen und freudigem Gesichte auf sich zukommen.

„Der gute Gott erhalte Euch," setzte er bei, Bruyère sich nähernd, „und erhalte Euch lange für die guten Leute, denn nach meiner Meinung seyd Ihr ein wenig mit dem guten Gotte verwandt; wenn Ihr wollet, hält kein Unglück Stand."

„Was giebt's Neues, Meister Chouart?" fragte Bruyère.

„Was es Neues giebt? Von heute Abend an ist meine Ernte eingescheunt, mein Weizen ausgedroschen... Ich rechnete auf etwa hundert Sester Korn, und dieß war schon recht viel . . . ich erhielt einhundertzweiundzwanzig... Das kommt von Eurem Zauber... und..."

Bruyère, einen Augenblick nachsinnend, unterbrach rasch den Mann mit dem großen Hute.

„Ihr seyd mit Eurer Ernte zufrieden, Meister Chouart?"

„Ob ich mit ihr zufrieden bin? Bei jedem Scheffel mehr, das ich maß, sagte ich ganz leise: „Ich danke, kleine Bruyère... ich danke, kleine Bruyère... wie wenn ich zum guten Gotte gebetet hätte, ja sogar..."

Bruyère unterbrach ihn wieder.

„Weil Ihr zufrieden seyd, Meister Chouart, so müßt Ihr auch mich zufrieden machen..."

„Deßhalb kam ich, und da man sagt, daß Ihr niemals Geld wollet für Eure Besprechungen... so..."

Und wieder unterbrach ihn Bruyère, die, indem sie dem Manne mit dem großen Hute die arme Frau zeigte, deren flehender Blick zu dem jungen Mädchen zu sagen schien: „Ihr, die Ihr so viel vermöget . . . rettet doch mein Kind," zu ihm sagte:

„Sehet hier eine wackere Frau aus dem Thale . . . ihr kleines Kind ist recht krank . . . es würde gerettet, dessen bin ich gewiß, wenn es ein kleines, recht warmes Bett bekäme, ein gutes Kleid, und ein oder zwei Monate lang täglich ein wenig Milch ... Wohlan, ich bitte Euch, Meister Chouart, schenket seiner Mutter eine Handvoll von der letzten Wolle Eurer Schafe in einem leinenen Halbsacke ... dieß giebt die Matratze . . . Eure Hausfrau wird wohl im Schranke einen Barchentrock finden, aus dem man zwei für das Kind machen wird . . . dieß giebt das Kleid ... Täglich werdet Ihr einen Topf Milch für diesen armen Kleinen bei Seite stellen ... und seine Mutter in Eurem Hause ihn holen ... Thut dieß, Meister Chouart," fügte Bruyère mit sanfter und eindringlicher Stimme bei, „thut dieß . . . und ich werde Eure Schuldnerin seyn ..."

„Ja ... wohl, ich werde dieß für diese brave Frau thun," rief der Mann mit dem großen Hute aus, „und ich werde es herzlich gerne thun ... aber für Euch, kleine Bruyère? Aber für Euch?"

„Eines Tages werde ich Euch sagen, was ich will — für irgend eine andere arme Frau . . ." antwortete Bruyère mit einem melancholischen Lächeln.

„Ah! ich verstehe ..." erwiederte Meister Chouart mit schlauer Miene, „Ihr ... das heißt: die Andern ... Ah! man hat wohl Recht, kleine Bruyère! — Kleine Bruyère, Ihr seyd bezaubert."

„Ah! mein liebes Mädchen," sagte die Mutter, Bruyère's Hände fassend, die sie zweimal dankbar küßte,

„wie gut thut man, zu Euch zu kommen! Mein Kind ist halb gerettet... Aber,“ fügte sie schüchtern und zögernd bei, „das ist nicht Alles; wenn Ihr nur ein wenig seine Krankheit besprechen möchtet . . . mein armes Kind wäre dann völlig gerettet.“

Bruyère glaubte, mit vielem gesunden Menschenverstande, daß ihre Rathschläge doppeltes Gewicht bekämen, und noch gewissenhafter befolgt würden, wenn sie von irgend einem geheimnißvollen Verfahren begleitet wären; daher brach das junge Mädchen, indem sie über die Bitte der Mutter nachzudenken schien, langsam eines von den Heidekrautreisern weg, die ihre braunen Haare zierten, näherte es ihren rosigen Lippen, welche geheimnißvolle Worte zu murmeln schienen, reichte dann mit einer feierlichen Miene, die mit ihrer kleinen Gestalt und ihrem kindlichen Gesichte contrastirte, der armen Frau dieses kleine grüne und rosige Reis, und sagte zu ihr:

„Nehmet dieses Heidekrautreis . . .“

„Ich danke, mein liebes Mädchen . . .“ versetzte die arme Frau, indem sie den dünnen Zweig mit einer Art ehrerbietiger Behutsamkeit nahm.

„Sobald Ihr die Matratze haben werdet, welche Euch Meister Chouart für Euer Kind schenken wird,“ fuhr das junge Mädchen fort, „werdet Ihr dieses kleine Heidekrautreis in sieben Stücke zerschneiden . . . nicht mehr nicht weniger . . es kommt viel darauf an.“

„In sieben Stücke?“ wiederholte die Frau, mit einer tiefen Aufmerksamkeit das junge Mädchen anhörend.

„Aber zum Zerschneiden werdet Ihr auf den Sonnenuntergang warten,“ fügte Bruyère bei, den Zeigefin-

ger an ihre Lippen legend, um durch diese Geberde ihrer Anempfehlung noch mehr Gewicht zu geben.

„O! ganz gewiß werde ich den Sonnenuntergang erwarten," entgegnete die Mutter.

„Dann," fuhr die Zauberin fort, „werdet Ihr in die Wolle der Matratze die sieben Heidekrautreiser legen, und sie wieder zunähen."

„Und an welche Stelle der Matratze werd' ich sie legen müssen, mein liebes Mädchen?"

„Drei Reiser an das eine Ende, vier Reiser an das andere."

„Drei Reiser an das eine Ende, vier Reiser an das andere," wiederholte die Frau, immer mit der nämlichen ehrerbietigen Aufmerksamkeit.

„Nur werdet Ihr ein wenig mehr Wolle auf jene Seite bringen, wo die vier Stücke sich befinden werden, und auf dieser Seite muß auch der Kopf Eures Kindes liegen."

„Ich werde nicht vergessen, ... mein liebes Mädchen."

„Aber habt wohl Acht," fügte Bruyère mit ernster Miene bei, „damit die Reiser die Wirkung der Worte bewahren, ist es nöthig, daß Ihr alle vierzehn Tage... die Matratze auftrennet, daß Ihr die Leinwand davon bei Sonnenaufgang gut waschet . . ."

„Gut, mein liebes Mädchen!"

„Und daß Ihr dann die Wolle sieben Stunden lang in die frische Luft leget."

„Alle vierzehn Tagen Alle . . . sieben Stunden lang ... ja, mein liebes Mädchen, ich werde es nicht unterlassen."

„Und in einem Monate werdet Ihr mich wieder besuchen," fügte Bruyère majestätisch bei.

„O! ich werde kommen .... ich werde kommen ... und zwar, um Euch zu sagen, daß mein Kind gerettet ist," antwortete die Frau, ihren Sohn mit dem Entzücken der Hoffnung an ihren Busen drückend.

Diese halb cabalistische Unterredung schien den Meister Chouart mit einer tiefen Bewunderung, vermischt mit harmlosem Neide, zu erfüllen; denn die ihm von Bruyère ertheilten vortrefflichen Rathschläge, waren nicht von diesen schönen magischen Formeln umgeben gewesen; ohne Zweifel wollte er sein Bedauern hiewegen der kleinen Zauberin ausdrücken, als die andern zwei Clienten, der Greis und der Mann von reiferm Alter, sich ebenfalls näherten.

Ende des ersten Theiles.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Martin, das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners

Bd.: 1

Augsburg 1846

P.o.gall. 2094 s-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10098407-1